

stern



Olympia in Bildern
**Die bewegendsten
Momente von
London**

Organspende
**Warten auf die
neue Leber**

Ildikó von Kürthy
**Mein Leben
als Mutter**

Olympia-Ruderin Nadja Drygalla

Der Preis der Liebe

**Exklusiv: Die Sportlerin über ihre vorzeitige Abreise aus London
und die schwierige Beziehung zu ihrem rechtsradikalen Freund**

Der neue
BMW 1er 3-Türer



www.bmw.de/1er

Freude am Fahren



Thomas Osterkorn,
Chefredakteur

Auge um Auge

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

ich trage seit über zehn Jahren einen Organspendeausweis mit mir herum – und die Vorstellung, nach dem Tod noch zu etwas nütze zu sein, schreckt mich nicht. An dieser Haltung ändert auch der aktuelle Organspendenskandal nichts. Ich rauche nicht, ich trinke Alkohol in Maßen, ich jogge jeden Morgen und gehe alle zwei Jahre zum Gesundheitscheck. Laut einem Test in unserem neuen Magazin viva! werde ich 90 Jahre alt, wenn alles gut geht. Sollte ich in den mir verbleibenden 32 Jahren doch vorzeitig unter die Räder kommen und ein anderer meine Organe erhalten, dann waren alle Bemühungen um meine Gesundheit wenigstens nicht sinnlos. Mein Gott: Dann hat eben ein Kranker noch was davon, dass Leber, Herz und Nieren bei mir recht gut in Schuss sind.

Was mich viel eher erschreckt: Sollte ich selbst einmal in die fatale Lage kommen, auf ein Spenderorgan angewiesen zu sein, stehen meine Chancen schlecht. Auf 12 000 Menschen, die in Deutschland auf der Warteliste stehen, kommen gerade mal 1200 Spender pro Jahr. Kein Wunder, dass alljährlich 1000 Wartende sterben. So richtig und wichtig es ist, Lehren aus dem Göttinger Skandal zu ziehen und die Organvergabe transparenter zu handhaben sowie strenger zu kontrollieren – an dem Hauptproblem wird das nichts ändern: Wir haben zu wenige Spender. Da sich der Bundestag nicht dazu durchringen kann, die Organentnahme bei Toten grundsätzlich zuzulassen (es sei denn, jemand hat ausdrücklich widersprochen), plädiere ich für folgendes Modell:

Jeder, der sich in einer Datei als potenzieller Organspender registrieren lässt, bekommt für den Fall, dass er selbst mal auf ein Organ angewiesen hat, ein paar dicke Extrapunkte und rutscht in der Warteliste nach oben. Dagegen kann niemand etwas haben: Wer grundsätzlich gegen eine Organentnahme bei sich ist, der muss konsequenterweise auch dagegen sein, dass er Organe bekommt, die anderen Menschen entnommen wurden.

Die Details lassen sich alle regeln: Natürlich muss die Eintragung ein paar Jahre vor einer Erkrankung erfolgt sein, um Missbrauch auszuschließen. Natürlich dürfen Menschen, deren Organe ungeeignet sind, nicht benachteiligt werden. Das werden sie im Ergebnis auch nicht, denn die Situation würde für alle besser werden, weil die Zahl der Spender dramatisch steigen würde.

John F. Kennedy sagte in seiner legendären Rede: Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann – fragt, was ihr für euer Land tun könnt. Also: Fragt nicht, was die Regierung (oder Ärzteschaft) tun kann, um euch im Notfall ein Organ zu besorgen. Fragt euch, was ihr tun könnt, damit dies in Zukunft kein so großes Problem mehr ist (Seite 44).



**Das Video-Editorial präsentiert
Höhepunkte
dieser Ausgabe**
Für Videostart
den Bildcode
mit dem Smart-
phone und
einer App für QR-
Codes scannen

*Besteht der
Thomas Osterkorn*

HAUS.



Titel

Nadja Drygalla

Wegen ihrer Beziehung zu einem Rechtsradikalen hat die Ruderin die Olympischen Spiele vorzeitig verlassen.

Im *stern* spricht sie nun über ihre Gefühle und den Druck der Funktionäre

30

Bilder der Woche

- Iran** Bewegende Bergung 14
- Sudan** Hochwasser-Katastrophe im Osten 16
- USA** Tod am Times Square 18
- Spanien** Kampf gegen die Flammenhöhle 20
- China** Kormoranfischen bei Nacht 22

Trends der Woche

- stern*-Umfrage • Organ-Skandal – die Spendebereitschaft geht zurück 26
- Schwarzgeldjäger der Woche** NRW-Finanzminister Norbert Walter-Borjans 28

Politik

- Zwischenruf** Wenn die Sonne böse wird. Von Hans-Ulrich Jörges 40
- Ehegattensplitting** Soll es auch für homosexuelle Paare gelten? Ein Pro und Kontra 50

Deutschland

- Organspende** Die Geschichte eines jungen Mannes, der eine neue Leber braucht und der nach dem Skandal mehr denn je um seine Chance fürchtet 44
- Transplantationsexperte Burckhardt Ringe fordert eine radikale Reform des deutschen Systems 48
- Kinderarmut** Die gemeinnützige Gesellschaft Phineo zeichnet besonders gelungene Hilfsprojekte aus 96
- Berlin** Sicherheitslücke am Großflughafen entdeckt 100

Ausland

- Afghanistan** Porträt und Langzeitbeobachtung einer Familie, durch deren Leben sich der Krieg seit Jahrzehnten frisst 52



84

Der Urenkel packt aus

Zwist im Clan und Geheimverträge: Peter Daniell Porsche im *stern*-Gespräch, zu dem er im Skoda Yeti anreiste



68

Strahlen um die Wette

Die Schlussfeier im Londoner Olympiastadion beendete die schönsten Spiele seit Langem. Der *stern* zeigt die bewegendsten Bilder der Sportwettbewerbe



106

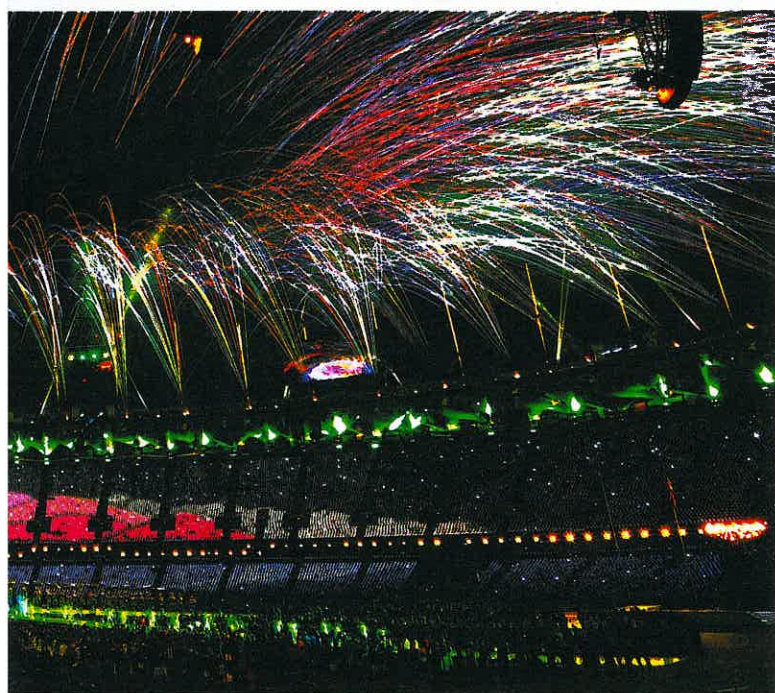
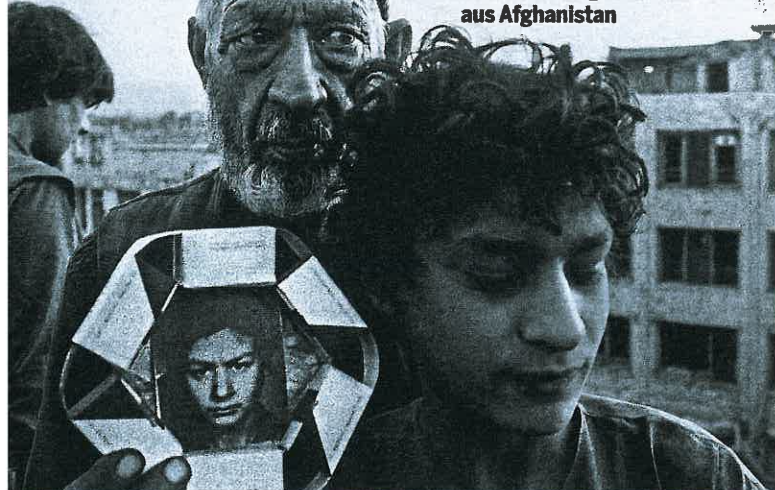
Trocken Brot

Schauspieler – für viele noch immer ein Traumberuf. Die Wahrheit ist: Die meisten Künstler krebzen am Existenzminimum

52

Ein Vater, fünf Söhne, 33 Jahre Krieg

Eine Familiengeschichte
aus Afghanistan



118

Die Stimme der Frauen

Ildikó von Kürthy hat
jetzt ihr persönlichstes
Buch geschrieben –
über ihre Schwanger-
schaft und den
Alltag mit Kindern

Wirtschaft

Peter Daniell Porsche Der Milliardär über den mächtigen Familienclan Piëch/Porsche, den Größenwahn von Managern und seine Arbeit als Waldorflehrer 84

Sport

Olympische Spiele Ein Rückblick auf die emotionalsten Momente 68

Wie aus depressiven Briten begeisterte Olympiafans wurden 78

Deutschland vorn beim Medaillenspiegel?
Alles eine Frage der Sortierung 80

Auto

Fiat Ein prima Familien-Van: der neue 500L 102

Kultur

Schauspieler Warum viele von ihren Gagen nicht mehr leben können 106

Luftgitarren-WM Die Hildesheimerin Aline Westphal tritt in Finnland an, um ihren Titel zu verteidigen 110

Kulturmagazin • Bestseller

Film: Nichts für fromme Gemüter – Marcus H. Rosenmüllers Provinzposse „Wer's glaubt wird selig“ 112

Musik: Philipp Poisels „Projekt Seerosenteich“ – ein seltsam entrücktes Livealbum 114

Kunst: „Zeitlos schön“ – 100 Jahre Modefotografie in Berlin 115

Buch: „Kindheiten“ – die Autobiografie des großen Zeichners Jean-Jacques Sempé 116

Leute

Ildikó von Kürthy Unterwegs mit der Bestsellerautorin, die jetzt über ihr Leben als Mutter schreibt 118

Was macht eigentlich... der Düsseldorfer Elfmeterpunkt-Dieb? 126

Humor

Luftblasen, Haderer, Greser & Lenz 9,13,28

Til Mette, Tetsche 82,104

Rubriken

Editorial Auge um Auge.
Von Thomas Osterkorn 3

Neues vom stern 6

Briefe 11

Blick in die Welt 24

stern-Leserservice, Impressum 105



Der stern erscheint auch digital für iPad und Android-Tablets, immer mit exklusivem Zusatzmaterial. Download mittwochs ab 18 Uhr. Abonnenten des stern können das eMagazine kostenlos laden, siehe www.stern.de/eabo. Einzelkäufer zahlen pro Ausgabe 2,99 Euro, siehe www.stern.de/emagazine

Diese Woche im eMagazine



MUSIK Siegerin der Imagination

Wie aus einer Studentin der Szenischen Künste die Weltmeisterin im Luftgitarrespielen wurde, lesen Sie auf Seite 110. Im Video für das eMagazine können Sie bestaunen, wie beeindruckend Aline Westphal auf der Bühne abgeht. Der Film zeigt aber auch die gesittete Aline Westphal: bei einem Vortrag über die Kulturgeschichte der Luftgitarre – ein interessanter Gegensatz zur Bühnenshow.

ILDIKÓ VON KÜRTHY Mutterglück

Zwei kleine Söhne hat Ildikó von Kürthy, zwei und fünf Jahre alt. Wie stark diese bei der Bestsellerautorin („Mondscheintarif“) die Erinnerung an die eigene Kindheit wachgerufen haben, lesen Sie ab Seite 118. Im Video für das eMagazine spricht von Kürthy über den Alltag ihrer jungen Familie.



BERÜHRENDE BILDER

1994 reiste der irische Fotograf Seamus Murphy nach Afghanistan, um über den Bürgerkrieg zu berichten. Dort traf er die Familie Badeli. Jahr für Jahr kehrte der World-Press-Gewinner zu ihr zurück (ab Seite 52). „Ein zutiefst bewegendes Land mit faszinierenden Menschen. Es ist schwer, sich von ihnen zu trennen.“



Die neue Ausgabe von NEON ist da

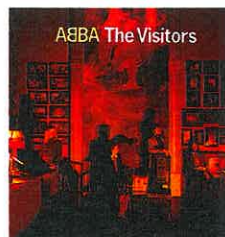


Am Kiosk: Nr. 9/2012

LIEBESLEBEN Lass mich, wie ich bin!

Wer eine glückliche Beziehung führen will, muss Zugeständnisse machen. Klar! Oder doch nicht? In der Titelgeschichte der neuen Ausgabe von NEON wird die Gegenthese aufgestellt: Wer wirklich liebt, braucht keine Kompromisse. Im Gegenteil – je größer die Bereitschaft, den anderen so zu lassen, wie er ist, desto stärker die Liebe! Klar?

Jetzt auf www.stern.de



Made in Hannover:
das letzte Abba-
Album – auf CD

30 JAHRE COMPACT-DISC Fakten zum Geburtstag

Am 17. August 1982 wurde die erste Silberscheibe produziert: das Abba-Album „The Visitors“. Zum 30. Geburtstag gratuliert stern.de mit 30 Fakten rund um die CD. Zum Beispiel: Warum passen nur 74 Minuten Musik drauf? Welcher Internetkonzern war mal größter CD-Hersteller der Welt? Und wie entsorgt man die Dinger korrekt? www.stern.de/30JahreCD

Es stand im stern



STEUERPOLITIK „Es war ein Fehler“

Die Staaten werden immer ärmer, ihre reichsten Bürger immer reicher. Verantwortlich dafür sind auch massive Steuersenkungen für Wohlhabende, schrieb der stern (Nr. 32/2012). Über den viel beachteten Artikel diskutierte Sandra Maischberger in ihrer Sendung mit Altkanzler Helmut Schmidt. Im Zigarettenqualm war er nur schwer zu erkennen, sein Kommentar war dafür deutlich: „Es war ein Fehler, dass die Deutschen die Vermögenssteuer aufgehoben haben... Die Vermögenssteuer war eine alte Steuer, alte Steuern sind gute Steuern.“

Prominenten in den Mund geschoben

Von Rolf Dieckmann

Die FDP-Politiker
Philipp Rösler
und Dirk Niebel



In einem Punkt kann
man der FDP mangelnde
Kontinuität...



...nicht vorwerfen.
Sie stellt seit Jahren...



...die unbeliebtesten
Politiker.

FOTOS: PICTURE ALLIANCE



stern-Titel Nr. 33/2012

Smartphonismus

Noch keine Generation hat sich so unkritisch von der Industrie ausbeuten lassen wie die der Smartphonisten. Sie starren autistisch, mit Kopfhörern von der Außenwelt getrennt, auf das Display. Die Welt schrumpft gleichsam auf Facebook, E-Mails, Twitter und Co. Die Kommunikation stirbt, die Industrie hat gewonnen.

Andrae Stephan, Hamburg

Großartigste Kommunikationsrevolution

„iFamily“ – Was der digitale Alltag für unser Familienleben bedeutet

stern Nr. 33/2012

Ich bin einer von denen, die Facebook-abhängig sind, die auf Partys früher weggehen, um zu überprüfen, ob nicht jemand etwas von mir geliked oder eine Nachricht geschrieben hat. Ich erfahre so Dinge, die ich nicht erfahren möchte, warte auf Antworten von Menschen, mit denen ich kaum etwas tue. Das macht nicht glücklich, sondern sehr einsam. Es war radikal und dauerte keine Minute Überlegung, dort auszutreten. Was meine Zeit verschwendet, die ich im „echten Leben“ mit anderen verbringen kann, brauche ich nicht! Ciao Facebook und willkommen Erde...

Dimitri Dodoras, Köln

Alles kann man übertreiben. Doch das Internet bietet in vielen Foren qualifizierte Diskussionen vom eigenen Schreibtisch aus. Das ist die großartigste Kommunikationsrevolution der Menschheitsgeschichte – noch vor der Erfindung des Buchdrucks! Und vergessen wir nicht, dass es unsere Sprache, die (intelligente) Kommunikation, ist, die uns Menschen erst zu Menschen macht.

Gisbert Zalich, Bremen

Herablassende Eitelkeit

„Zu wenig Reiche zeigen Verantwortung“ – Der Milliardär Dirk Roßmann im Interview

stern Nr. 32/2012

Herr Roßmann glaubt, selbst zu den verantwortungsvollen Reichen zu gehören. Dabei speist er seine Angestellten mit Minilöhnen ab („Einen gerechten Lohn gibt es nicht“), spendet einen extrem geringen Prozentsatz des auch daraus gewonnenen Gewinns, sonnt sich im Glanze dieser Wohltat, und als Hobby zockt er an der Börse. Gerechte Steuern? Geht nicht, dann gingen die Reichen einfach „nach Singapur und in andere Länder“. Da werden einem angesichts so einer herablassenden Eitelkeit die protzenden Reichen fast schon sympathisch.

Helen Haverkemper, Hamburg

Noch nicht ausgemacht

„Der Euro-Ragazzo“ – Zwischenruf von Hans-Ulrich Jörges

stern Nr. 32/2012

Noch ist nicht ausgemacht, was eine zu große Nachgiebigkeit gegenüber den südlichen Nachbarstaaten letzten Endes auch für das noch stabile Deutschland und für den Fortbestand des Euro bedeuten würde. Man kann froh sein über die Kompetenz von Herrn Weidmann.

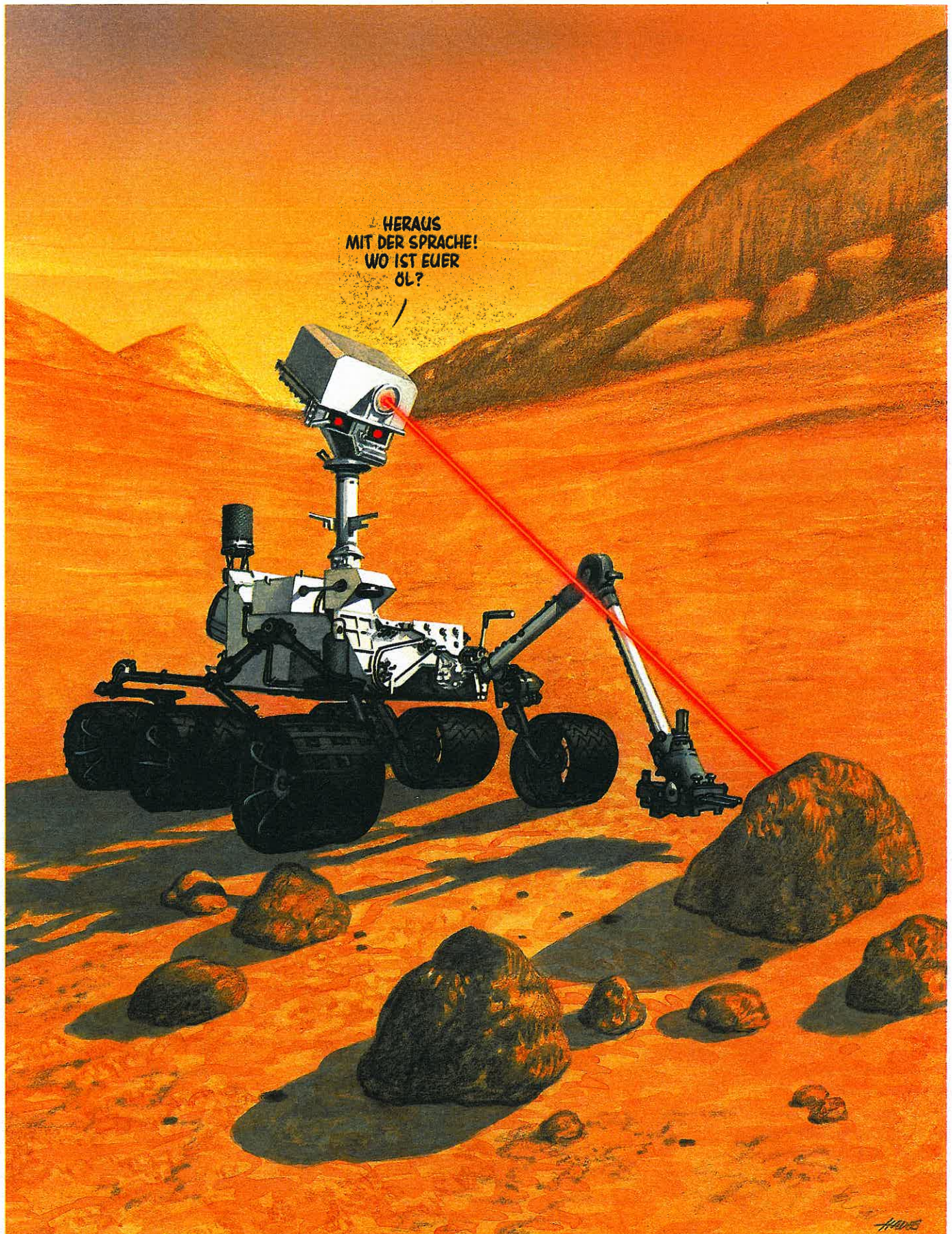
Joachim Zobel, Berlin

SCHREIBEN SIE UNS

stern-Leserbriefredaktion
Brieffach 18,
20444 Hamburg
Telefax: 040/37 03 56 27
E-Mail: briefe@stern.de
Die Redaktion behält
sich Kürzungen vor.
Bitte geben Sie Namen
und Anschrift an.

GEWOHNT
REIN.
UNGEWOHNT
PRAKTISCH.





Was die Amerikaner wirklich auf dem Mars wollen

www.stern.de/haderer Umfangreiches Archiv mit Haderer-Cartoons

IRAN

Bewegende Bergung

Ein Helfer kniet neben einer Frau, die gerade aus den Trümmern gegraben wird, und hält ihren Kopf. Ein anderer Mann hat das Baby der Verschlütteten im Arm. Bei einem ERDBEBEN im Nordwesten des Iran kamen vergangenen Samstag mindestens 250 Menschen ums Leben – meist Frauen und Kinder, da die Männer zum Zeitpunkt des Unglücks auf den Feldern arbeiteten. Die Erdstöße bis zur Stärke 6,4 auf der Richterskala waren bis in die 60 Kilometer entfernte Millionenstadt Täbris zu spüren. In den 110 betroffenen Orten liefen die Rettungsarbeiten nur schleppend an, zumal Staatsmedien das Ausmaß der Katastrophe zunächst herunterspielten. Inzwischen werden in den Krankenhäusern der Region etwa 2000 Verletzte behandelt.

FOTO: FARSHID TIGHEUSAZ/ISMA/REUTERS



SUDAN

Wasserwüste

Kam eine Flut, versanken die Häuser, das Vieh ertrank, und die Menschen flüchteten, bis es vorüber war: So ging es auch oft in Europa. Dann bauten wir Dämme und legten Rückhaltebecken an, die das Schlimmste verhindern sollen. In Afrika, hier im Osten des Sudan, ist die Natur noch immer ungezähmt. Der Fluss Gasch umspült die Rundhäuser, die im trüben Wasser zu Inseln werden. Den Einheimischen bleibt nur, ihre OHNMACHT zu akzeptieren, zu flüchten. Seit Mitte Juli leiden die Menschen unter immer neuen Fluten, schon mindestens 30 starben, fast 5000 Häuser wurden zerstört, 35 000 Familien haben ihre Nutztiere verloren – und damit ihr Auskommen. Noch mehr Regen ist vorhergesagt. Die Natur will es so. Der Mensch muss sich fügen.

FOTO: REUTERS



USA

Blutiger Ernst

Für die Passanten am TIMES SQUARE in New York sah es aus wie eine Filmszene: Ein dunkelhäutiger Mann mit Dreadlocks, ein Messer mit fest stehender Klinge in der Hand, brüllt am Samstag der vergangenen Woche zwei Polizisten an. Die haben ihre Pistolen auf den Mann gerichtet. Es sind die letzten Minuten im Leben des Gelegenheitsarbeiters Darrius Kennedy. Die Beamten hatten den offenbar Verwirrten über sieben Blocks verfolgt und versucht, ihn mit Pfefferspray außer Gefecht zu setzen. Mit zwölf Kugeln töteten sie den 51-Jährigen.

FOTO: LINCOLN ROCHA/THE NEW YORK TIMES/AP/DAPD

BUBBA GUMP SHRIMP

BUBBA GUMP SHRIMP CO.

RESTAURANT
UPSTAIRS



SPANIEN

Flammenhölle

Meterhoch ragt die Feuerwand in den Himmel, Funken stieben. Unermüdlich versuchen die Feuerwehrleute, den Brand zumindest einzudämmen. Das Feuer war am Wochenende in einem Pinienwald in La Torre de les Maçanes bei Alicante ausgebrochen. Ein Forstarbeiter und ein Feuerwehrmann kamen ums Leben. Spanien erlebt derzeit eine extreme Trockenperiode und kämpft gegen die schlimmsten BRÄNDE seit zehn Jahren. In weiten Teilen des Landes flaute die Hitzewelle in den vergangenen Tagen zwar ab. Doch auf den Ferieninseln La Gomera und Teneriffa wüteten die Flammen weiter und zerstörten Hunderte Hektar Wald. Mehr als 4700 Bewohner mussten ihre Dörfer und Siedlungen verlassen. „Wir gehen durch die Hölle“, sagte der Regierungschef von La Gomera, Casimiro Curbelo.

FOTO: PEDRO ARMESTRE/AFP

CHINA

Wie die Ahnen

Mehr als 1000 Jahre schon nutzen asiatische Fischer für ihre Fangzüge KORMORANE statt Angel oder Netz. Wie hier in der chinesischen Provinz Zhejiang werden die Tiere von Hand aufgezogen und gewöhnen sich so an den Menschen. Die Bindung ist derart stark, dass die Vögel freiwillig auf den Booten sitzen bleiben, wenn es hinaus zum nächtlichen Fischzug geht. Trotz der alten Tradition finden Forscher erst jetzt heraus, zu welchen erstaunlichen Leistungen die Tiere unter Wasser fähig sind. So maßen argentinische Biologen, wie es Kormoranen am Meer gelang, in weniger als einer Minute bis auf 50 Meter Tiefe hinabzutauchen und dann mit einem Fisch im Schnabel zurückzukehren. Wirtschaftlich lohnt sich das Kormoranfischen kaum noch. Nur als Touristenattraktion kann es sich vermutlich noch halten.

FOTO: REUTERS

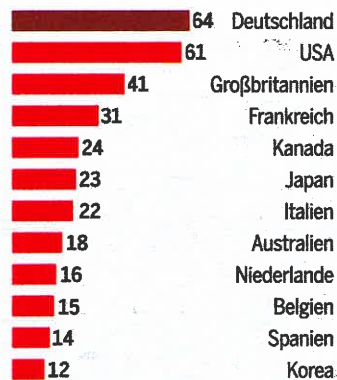


TÜRKEI

Ungeheuerlich

Es klingt wie eine Meldung aus dem Sommerloch: Der hochgiftige Kugelfisch *Lagocephalus sceleratus* wandert seit einer Weile ins Mittelmeer ein. Wohl aus dem Roten Meer vor die Küste von Antalya. In den Sommermonaten produziert der Fisch das Nervengift Tetrodotoxin. Wer ihn dann verzehrt, kann daran sterben.

Ausgaben für Auslandsreisen
in Milliarden Euro pro Jahr



DEUTSCHLAND

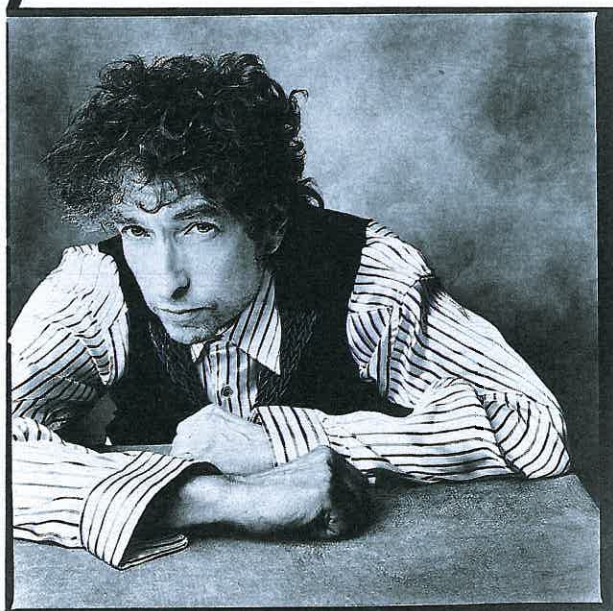
Weltmeister im Fernweh

Nirgendwo geben die Menschen mehr Geld für Reisen ins Ausland aus als in Deutschland. Das ist im Vergleich zu den Amerikanern erstaunlich, die fast viermal so zahlreich sind. Vielleicht liegt auch das daran, dass unser Land so viel kleiner ist.

USA

Gewinnbringend

Der Mann mag einst Held von Vietnamgegnern und Kapitalismuskritikern gewesen sein. Nun will die Firma Sesac eine 300-Millionen-Dollar-Anleihe ausgeben, abgesichert mit Songs von Bob Dylan, 71. Das bringt 5,25 Prozent Zinsen pro Jahr. Sesac kassiert, sobald ein Song im Radio gespielt wird, auch über den Tod des Künstlers hinaus. Die Nachfrage scheint groß, die Ratingagenturen bleiben skeptisch.



IRLAND

PC rustikal

Er heißt „iameco“ (sprich „I am eco“) und beruhigt das ökologische Gewissen von Computernutzern: Der PC im Holzlook ist energiesparend, seine Herstellung umweltschonend. Forscher des Berliner Fraunhofer-Instituts halfen bei seiner Entwicklung, jetzt wird er in Irland produziert.



ITALI

Scharia gilt

Die Islamisten machen ernst. Ein unverheiratetes Paar wurde zu Tode gesteinigt, weil es Sex hatte, einem Lieb die Hand abgehackt, obwohl Dörfler um Gnade für ihn flehten. Die Fundamentalisten kontrollieren den Norden des Landes.



INDIEN

Mobile Zukunft

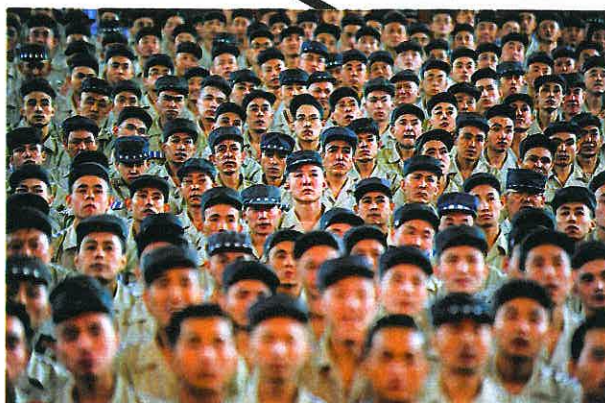
„Ein Handy in jeder Hand“ – so nennt die indische Regierung ihr neuestes Sozialprojekt. Sie will zu Beginn des nächsten Wahlkampfs kostenlos Mobiltelefone an besonders Arme verteilen. Inklusive 200 Gratisminuten. Damit sollen etwa sechs Millionen Familien schnelleren Zugang zu Informationen und Behörden bekommen. Das Projekt wird etwa eine Milliarde Euro kosten.



NORDKOREA

Statussymbol

Fast unscheinbar steht das Täschchen neben Ri Sol Ju, der Ehefrau des Diktators Kim Jong Un. Abgestellt vermutlich, um ungehindert klatschen zu können. Nicht weil es der ersten Dame peinlich wäre, vom darbenden Volk mit diesem Accessoire aus dem Hause Dior gesehen zu werden. Denn das hat vermutlich von der französischen Firma noch nie gehört, und von der Evening Pochette für 850 Euro erst recht nicht.



CHINA

Doppelgänger

Man kann hier nicht nur leicht im Gefängnis enden, man kann die Haftstrafe auch so leicht wie nirgendwo sonst umgehen. Dazu schickt man einfach einen Ersatzmann hinter Gitter. Der tut's der Familie wegen oder gegen Geld. Das System hat eine lange Tradition, früher sogar bei Hinrichtungen.



STERN-RTL-WAHLTREND



„Gegen Merkel hat es jeder schwer“

Herr Güllner, schadet oder nützt der SPD der Streit um den Kanzlerkandidaten? Er ist positiv, solange Sigmar Gabriel, Frank-Walter Steinmeier und Peer Steinbrück sich nicht gegenseitig bekriegen. Die Partei zeigt so, dass sie mehrere Alternativen hat.

Wer liegt derzeit vorn? Steinmeier würde bei einer Direktwahl 28 Prozent erhalten, Merkel 49 Prozent. Steinbrück erhielte 27 Prozent, Merkel hier 51 Prozent. Gabriel käme nur auf 16 Prozent. Das heißt, keiner hat eine reelle Chance?

Ja, Merkel hat eine ungeheure Popularität, von der Helmut Kohl nur träumen konnte. Das macht es jedem Herausforderer schwer. Wie kann die SPD da punkten? Sie darf den Wahlkampf nicht zu sehr auf den Kandidaten zuspitzen. Sie muss als Partei Kompetenz gewinnen, eine klare Zukunftsperspektive bieten. Und dem Kandidaten kluge Köpfe an die Seite stellen.

Forsa-Chef
Manfred Güllner



Großer Schaden für die Medizin

Unter dem ORGANSPENDENSKANDAL leidet das Ansehen der Ärzte. Besonders dramatisch: Die Spendebereitschaft der Deutschen geht zurück

Der Transplantationsskandal an den Universitätskliniken Göttingen und Regensburg hat das Vertrauen der Deutschen in die Ärzte erschüttert. Fast 40 Prozent der Bürger erklärten in einer *stern*-Umfrage, die Mediziner hätten bei ihnen an Ansehen verloren. Bei den Befragten mit Hauptschulabschluss sagen das sogar 56 Prozent. Fast zwei Drittel – auffallend oft die Ostdeutschen – glauben, dass reiche Kranke bevorzugt behandelt werden. Und rund jeder Fünfte (21

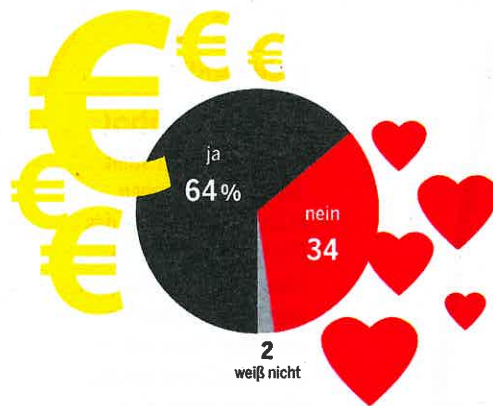
Prozent) steht einer persönlichen Organspende nun kritischer gegenüber – eine dramatische Zahl. Denn täglich sterben in Deutschland drei Menschen, weil es an geeigneten Ersatzorganen mangelt.

Erst vor knapp drei Monaten hatte der Bundestag eine Neuregelung beschlossen, um die Spendebereitschaft zu erhöhen. Noch in diesem Jahr sollen die Krankenkassen allen Versicherten ab 16 Jahren einen Spenderausweis zuschicken mit der Bitte, ihn zu

unterschreiben. Bislang besitzt laut der *stern*-Umfrage erst rund jeder Vierte einen solchen Ausweis. Bei den Jüngeren bis 29 Jahre ist der Anteil mit 36 Prozent am höchsten.

Um das Vertrauen in die Transplantationsmedizin wiederherzustellen, möchte die Mehrheit die Entscheidung über Leben und Tod künftig nicht allein den Mediziner überlassen: 55 Prozent plädieren für eine staatliche Aufsicht bei der Organvergabe (siehe auch Seite 44).

Glauben Sie, dass in Deutschland reiche Patienten bei der Vergabe von Organen bevorzugt werden?



Haben Sie einen Organspendeausweis?



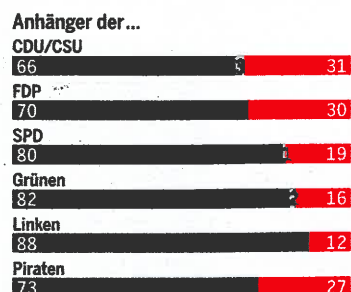
Sollten Menschen, die zur Organspende bereit sind, im Krankheitsfall eher ein neues Organ erhalten?



Hat bei Ihnen die Ärzteschaft durch den Skandal an Vertrauen verloren?



Mehrheit für Ehegatten-splitting bei Homo-Ehen



Deutsche wollen nicht für andere Länder haften

Nahezu täglich mischt sich SPD-Chef Sigmar Gabriel, 52, aus der Elternzeit in die aktuelle politische Debatte ein. Nicht alle seine Vorschläge finden jedoch den Beifall der Bundesbürger: 68 Prozent lehnen die Idee einer Fiskalunion mit gemeinschaftlicher Schuldenhaftung aller Eurostaaten ab. Auch bei den Genossen, die sonst auf Solidarität pochen, stößt eine Vergemeinschaftung der Schulden auf Vorbehalte: 65 Prozent wollen sie nicht.



Schwarzgeldjäger der Woche

Nobby Hood

NRW-Finanzminister NORBERT WALTER-BORJANS sucht und findet Steuersünder

Wenn der reifere Mensch ein Produkt seiner Erfahrungen ist, also auch von all seinen Vorgesetzten geprägt sein müsste, dann könnten wir uns Norbert Walter-Borjans in etwa so vorstellen: Morgens ist er schwer von sich eingenommen, nachmittags noch ein bisschen mehr, dazwischen wirft er Bücher auf unfähige Mitarbeiter, erklärt der Schweiz den Krieg und alle anderen für ahnungslose Kanaillen, abends dann sitzt er gemütlich beim Pils und erzählt Schwänke.

So weit die bunte Theorie. Jedenfalls hat der promovierte Volkswirt und trotzdem überzeugte Sozialdemokrat Walter-Borjans in seinem bald 60 Jahre langen Leben in unterschiedlichen Funktionen den Herren Peer Steinbrück, Wolfgang Clement und Johannes Rau gedient. In natura ist er ein ziemlich angenehm-umgänglicher Zeitgenosse, eher Rau als Clement. Wie sein Amtskollege Markus Söder aus Bayern hat der seit nunmehr zwei Jahren amtierende nordrhein-westfälische Finanzminister vier Kinder und durchaus einen Schlag ins Populäre. Sein Feindbild ist allerdings nicht der Grieche, es ist der gemeine Schweizer

Banker. Sobald er den Es-Akord aus Steuern, Schwarzgeld, Schweiz hört, rockt der Fan der Red Hot Chili Peppers sofort los.

Während Steinbrück als Bundesfinanzminister vor allem das gewaltige Wort schwang, aber wenig erreichte, droht Walter-Borjans nicht mit der siebten Kavallerie, er schafft Fakten.

Die Sammlung der mit seinem Plazet angekauften Discs mit Daten von Deutschen, die ihr Geld in der Schweiz vor dem Fiskus sichern, ist so umfangreich wie einträglich. Gut, das Material ist auf rechtsstaatlich nicht ganz einwandfreiem

Gibt den Rächer der Ehrlichen: Norbert Walter-Borjans, 59

Wege in die Hände seiner Steuerfahnder geraten, dafür soll es bereits mindestens 300 Millionen Euro eingespielt haben. Und Walter-Borjans braucht jeden Cent, sein Landesetat ist eher Athen als Bern.

Dass er mit seiner CD-Sammelleidenschaft das Steuerabkommen mit der Schweiz torpediert und Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble die Nerven raubt, nimmt er gern in Kauf. Steuerbetrüger kämen so viel zu billig davon und blieben anonym, „ein Schlag ins Gesicht der Ehrlichen“, sagt er. Mit dem Profil als gerechter Rächer der Enterbten und soliden Versteuerer kann er gut leben; lieber „selbst ernannter Robin Hood von Düsseldorf“ als Erfinder der Hotelbettensteuer. Die wollte er als Kämmerer von Köln mal einführen. Hat für viel Spaß gesorgt, nur nicht für ihn. Und so etwas prägt mehr als mancher Chef. ★

Andreas Hoidn-Borchers



Der Organhandel wird immer bizarrer



Nadja Drygalla
im Bootshaus des
Olympischen
Ruderclubs Rostock



Frau Drygalla, warum stehen Sie zu Ihrem Freund?

Die Ruderin hat wegen ihrer Beziehung zu einem Rechtsradikalen Olympia vorzeitig verlassen. Seitdem debattiert das Land. Mit dem *stern* sprach NADJA DRYGALLA über ihre Gefühle, Loyalitäten und den Druck der Funktionäre

“

Die Stimmung
im Olympia-
Dorf war toll.
Es mischte
sich so schön,
Ruderer aus
allen Ländern
waren da“

Nadja Drygalla
geht mit dem Einer
auf die Warnow. Es
ist Sonntagmorgen,
der Tag der Abschluss-
feier in London







Von **ULI HAUSER** (Text)
und **MARCUS VOGEL** (Fotos)

Ein leichter Wind weht von der Warnow, ein paar Athleten üben Sprints. Nadja Drygalla hockt an einem langen Kiefern Tisch. Hier treffen sich die Mitglieder des Olympischen Ruderclubs Rostock gern nach dem Training. Ein idyllischer Ort unter einer Weide, hier fühlt sie sich eigentlich wohl. Heute, es ist der Sonntag, nicht.

An diesem Tag gehen die Olympischen Spiele zu Ende, sie war kurz dabei, und sie wäre mit all den anderen auf der MS „Deutschland“ nach Hause gefahren. Aber Nadja Drygalla hat die Party vorzeitig verlassen müssen. Wegen ihres Freundes. Der ist, oder war – so genau weiß man das nicht – Neonazi. Michael Fischer kandidierte für die NPD und agitierte für die Gruppe „Nationale Sozialisten Rostock“. Die Staatsanwaltschaft ermittelt. Fischer soll im Februar mit seiner Truppe eine Gedenkveranstaltung für den von der Zwickauer Terrorzelle ermordeten Mehmet Turgut angegriffen haben. Ihm droht eine Gefängnisstrafe.

Der Verfassungsschutz beobachtet Michael Fischer schon lange. Seinetwegen musste die angehende Beamtin ihre Ausbildung zur Polizistin abbrechen. Seinetwegen sitzt sie jetzt hier an der Warnow und nicht am Dorney River, wo ihr und dem Frauen-Achter 30 000 Menschen auf den Tribünen zugejubelt hatten. Aber nach diesem großartigen Ereignis fragt jetzt keiner. Die Frage der vergangenen Tage war: Ruderte da eine Nazibraut für Deutschland, wie die „taz“ die junge Frau bezeichnete? Oder ist da einem Menschen großes Unrecht widerfahren?

Nadja Drygalla möchte hier nicht sitzen. Sie wäre lieber bei ihrer Mannschaft in London, sie wäre lieber dieses Problem los. „Ich bin wirklich fassungslos, welche Dimension diese Geschichte angenommen hat“, sagt Hans Sennewald. Der einstige Ruderweltmeister und olympische

Bronzemedallengewinner sitzt mit seiner Frau mit am Kiefernholztisch. Sie kennen Nadja und ihren Freund seit fast neun Jahren. Beide waren Mitglieder im Olympischen Ruderclub Rostock. Während viele Funktionäre abgetaucht sind, hält Sennewald die Stellung. An der Seite seiner jungen Sportlerin, die sich am Wochenende zweimal mit dem *stern* traf.

Frau Drygalla, wie geht es Ihnen?

Ich bin traurig.

Haben Sie nicht eine unheimliche Wut auf Michael Fischer?

Ich habe ihm oft gesagt, dass ich seine politischen Vorstellungen ablehne. Es hat viel Streit gegeben deswegen. Aber ich zeige nicht mit dem Finger auf ihn und sage: Das ist alles deine Schuld.

Aber es ist doch so. Er hat Ihnen die Olympischen Spiele verdorben und Ihren Ruf beschädigt.

Es ist meine Entscheidung, zu ihm zu stehen. Trotz allem, was passiert ist.

Können Sie das trennen? Ihre Liebe zu diesem Mann und seine rechtsradikalen Aktivitäten?

Er hat sich schon geändert. Die Wende gab es für mich bereits vor Olympia. Da ist er aus der Partei ausgetreten und wollte aus diesem Umfeld raus. Ich habe gedacht, dass sich das langsam erledigt. Aber vielleicht dauert es noch. Wir haben besprochen, dass er aussteigt. Und das ist für mich ein Versprechen. Er hat ja selbst gemerkt, dass unsere Leben in verschiedene Richtungen laufen und dass es am Ende nicht mehr zusammenpasst. Dass das für die Olympischen Spiele dann so wichtig werden könnte, daran habe ich nicht gedacht, als ich hingefahren bin.

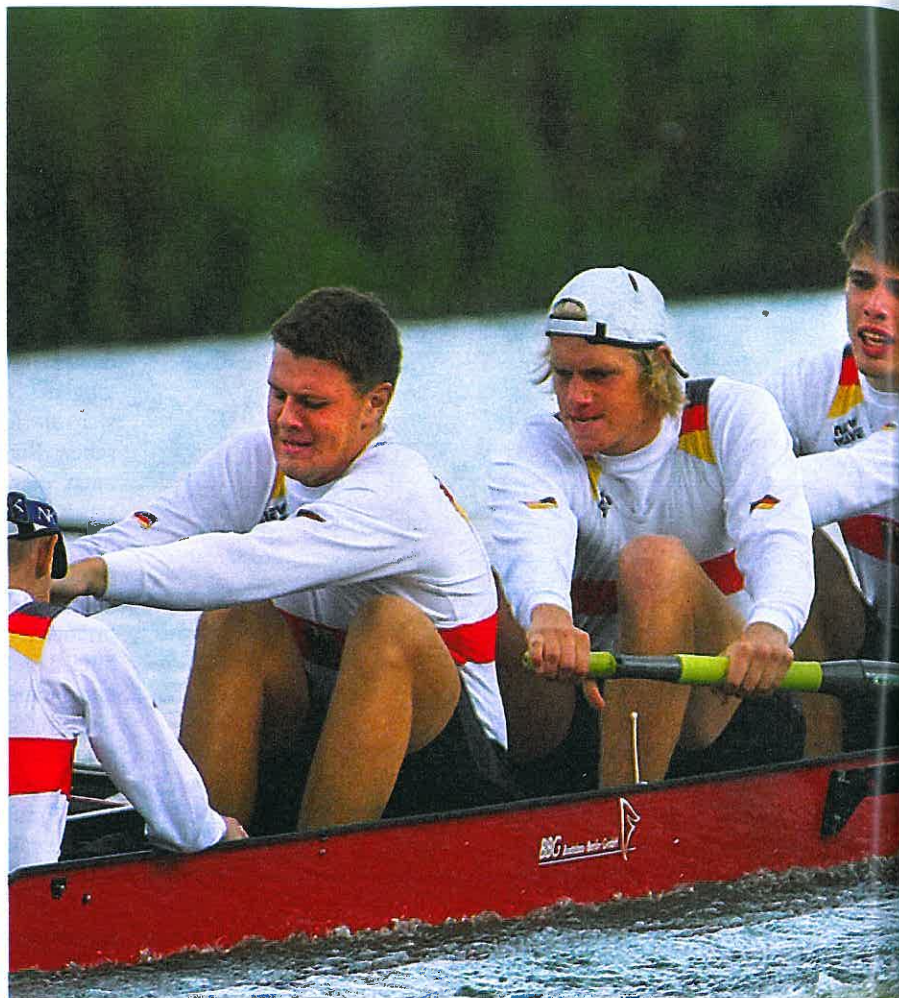
Sie sind zusammen mit dem Zug aus London abgereist. Hat Ihr Freund versucht, Sie zu trösten?

Das ist eine schwierige Situation gewesen... Und das ist es ja immer noch.

Nadja Drygalla ringt nach Worten, hebt immer wieder neu an, versucht einen Satz, dann bricht ihr die Stimme weg. Im Verlauf der Gespräche weint sie oft. Sie möchte reden, auch wenn es →

„Ich habe ihm oft gesagt, dass ich seine politischen Vorstellungen ablehne. Es hat viel Streit gegeben“

Nadja Drygalla beim Gespräch mit dem *stern*. Oft stockt sie, weint im Verlauf des Gesprächs



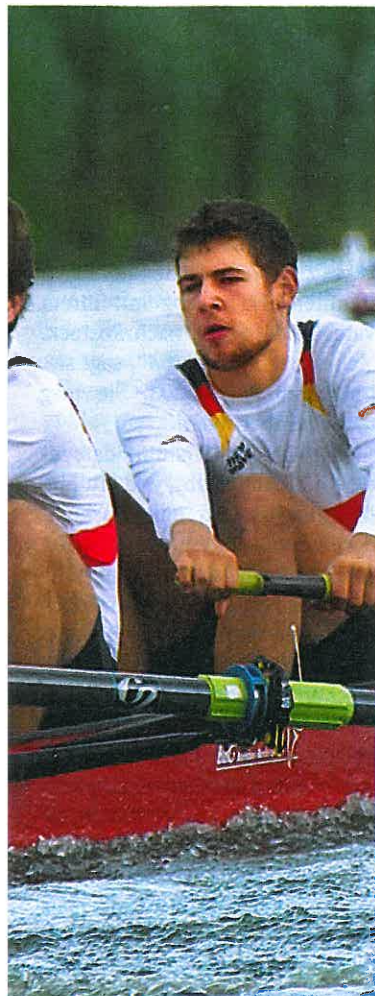
Michael Fischer 2008 bei einer NPD-Demo in Neubrandenburg ... und im Sommer 2006 als Schlagmann vorn links bei den Juniorenweltmeisterschaften in Am



Drygalla mit ihrer Ruderkameradin Ulrike Sennewald nach der Olympia-Qualifikation im Frühjahr, abgekämpft und glücklich



Hans Sennewald, Vorst



Rostock



im ORC Rostock

„
Ich bin
wirklich
fassungslos,
welche
Dimension
diese
Geschichte
angenommen
hat“

Sennewald kennt Nadja
seit neun Jahren. Er ist so
etwas wie ein Ziehvater
für sie geworden

eine Qual für sie ist, selbst zehn Tage nach der Rückkehr aus London. Nadja Drygalla hat noch keine Sprache gefunden für das, was da über sie hereingebrochen ist bei den Olympischen Spielen. Sie sagt: „Mir ist bewusst, dass durch ihn ziemlich viel kaputtgemacht wurde. Er fühlt sich verantwortlich, es tut ihm auch sehr leid. Aber ich wusste ja, dass er diese politische Meinung vertritt beziehungsweise das alles aktiv betrieben hat.“

Das wussten viele in Rostock. Der Name seiner Neonazikameradschaft „Nationale Sozialisten Rostock“ tauchte bereits 2008 im Verfassungsschutzbericht Mecklenburg-Vorpommern auf. Die Gruppe attackierte gezielt Gegenemonstranten und Polizisten.

Im gleichen Jahr begann Nadja Drygalla ihre Ausbildung. Sie wurde in die neu gegründete Sportfördergruppe der Landespolizei aufgenommen. „Das ist eine Art Rundum-Kuschel-Versorgungspaket“, sagt Hans Sennewald. „Wer hier dabei ist, kann sich voll und ganz dem Sport widmen. Und muss keine Angst haben, nach der Ruderkarriere ohne guten Job dazustehen.“ Polizeimeisterin im mittleren Dienst, mindestens das wäre Nadja Drygalla sicher gewesen.

Vielleicht wäre diese Geschichte anders verlaufen, wenn da nicht die Sache mit dem Auto gewesen wäre. Nadja Drygalla nutzte es selten, weil sie mit dem Fahrrad zum Rudern fuhr und oft in Trainingslagern war. So war ihr Freund mit dem Wagen unterwegs – zu Neonazitreffen und Neonazikonzerten. Das Kennzeichen wurde registriert, nicht nur von der Polizei, sondern auch von der „Antifa“. Eines Tages brannte Nadja Drygallas Auto. Als sie Anzeige erstattete, belehrten sie die Kollegen: Sie solle sich doch nicht wundern, dass so etwas passiere, wenn sie mit solch einem Menschen zusammen sei.

In Mecklenburg-Vorpommern begann gerade der Landtagswahlkampf, als das Innenministerium Anfang März 2011 eine E-Mail erreichte. Angehängt war, erinnern

sich Beteiligte, ein Foto aus dem Polizei-Journal. Auf der Titelseite: Nadja Drygalla aus der Sportfördergruppe mit Innenminister Lorenz Caffier (CDU). Darunter stand: „Das ist Deine Vorzeigepolizistin.“ In der Mail gab es noch einen Link, der führte zu einem Foto von Michael Fischer. Dabei stand: „Und das ist ihr Freund.“ Zügig musste das Problem – die Landtagswahl stand vor der Tür – gelöst werden. Nadja Drygalla schied aus dem Polizeidienst aus.

Frau Drygalla, Sie haben wegen Michael Fischer den Polizeidienst aufgeben müssen. Damit brach Ihnen die Absicherung für das Leben nach der Karriere weg.

Ja. (Sie weint)

Haben Sie sich nicht verteidigt?

Dazu hatte ich keine Möglichkeit. Ich hatte das Gefühl, dass man mich los werden wollte.

Was hat man Ihnen vorgeworfen?

Es gab Zweifel an meiner Loyalität.

„Na ja“, sagt ein ranghoher Polizeibeamter aus Mecklenburg-Vorpommern, „so etwas ist natürlich eine vertrackte Situation. Arbeitsrechtlich kann man ihr nichts vorwerfen. Aber stellen Sie sich einfach nur vor, wenn eine Frau wie Nadja Drygalla bei einem Naziaufmarsch ihrem Freund gegenübersteht.“ Eine Horrorgeschichte auch für den Innenminister. Lorenz Caffier tritt seit Jahren für ein Verbot der NPd ein. In Mecklenburg-Vorpommern hat es in den vergangenen Jahren Fortschritte im Kampf gegen rechts gegeben. Sportverbände und Freiwillige Feuerwehren haben sich auf eine Art Ehrenkodex geeinigt, eine offensiv vertretene rechte Gesinnung nicht zu dulden.

In der Angelegenheit Drygalla, heißt es, sei eine „geräuschlose Lösung“ gefragt gewesen. „Von alleine wäre ich nicht gegangen“, sagt Nadja Drygalla. Die „geräuschlose Lösung“ sah so aus: Nadja Drygalla verließ zum 30. September 2011 die Polizei und wurde als Sportkordinatorin beim Landesruderverband angestellt. Für knapp 1000 Euro netto im Monat. Offiziell heißt es bis heute, sie →

FOTOS: INDYMEDIA; DETLEF SEIBT (2)

habe auf eigenen Wunsch und im gegenseitigen Einvernehmen den Dienst quittiert.

Frau Drygalla, wie kann man sich in einen Rechtsradikalen verlieben?

Als wir 2007 ein Paar wurden, war die Politik für Michael kein Thema. Es fing erst an, als er mit dem Leistungssport aufhören musste. Ich habe mir nicht von Anfang an einen Menschen ausgesucht, der eine komplett andere Meinung hat als ich.

Wie kam es zu dieser Veränderung?

Er hat wirklich hart trainiert, und trotzdem hat es nicht gereicht. Das war ein Schlag für ihn. Natürlich wusste er, dass das in seiner Leistung begründet lag, aber er kam nicht richtig klar damit. Danach ist das langsam losgegangen mit seinen politischen Ideen. Er fing als Mitläufer an. Ich konnte ihm da nicht folgen. Und als er dann zur NPD gegangen ist, das kann ich allen offen sagen, da hatten wir keine glückliche Beziehung mehr.

Auch Hans Sennewald war schockiert. Dass der junge, kräftige Mann, mit dem er sich 2006 über seinen zweiten Platz bei der Juniorenweltmeisterschaft in Amsterdam noch so gefreut hatte, plötzlich zu einem ganz anderen Leistungsträger avancierte. Und dass Nadja, die er für „eine echte Type“ hält, ihre Karriere für diesen Mann aufs Spiel setzte. Nicht nur er riet ihr, sich einen anderen Freund zu suchen. Aber Sennewald war auch klar, dass eine solche Aufforderung eine Grenzüberschreitung war. „Die Schnüffeleien im Privatleben haben wir in der DDR ja oft genug erlebt“, sagt Sennewald.

Als aber der Vorstand des Olympischen Ruderclubs Rostock im Frühjahr 2010 erfuhr, dass Drygallas Freund der rechten Szene angehören sollte, stellten Sennewald und seine Vorstandskollegen Fischer zur Rede. Sennewald sagt, sie hätten verstehen wollen, was Fischer antreibe. „Da waren aber nur die üblichen Plattheiten.“ Das Gespräch dauerte eine Stunde. Am nächsten Tag schrieb Fischer dem Vereinsvorstand eine Mail. Er hänge sehr an dem Club,



Schmierereien rechter Aktivisten auf einer Hauswand in Rostock-Toitenwinkel. Info-Rostock.org ist die Website von Fischers Nazitruppe

„Ich kriegte in London einen Anruf vom NDR. Da kamen Fragen nach meinem Freund“

Nadja Drygalla

habe sich nie etwas zu Schulden kommen lassen und fühle sich ungerecht behandelt. Fischer kündigte die Mitgliedschaft. Der Vorstand konfrontierte auch Nadja Drygalla mit der Frage nach ihrer politischen Haltung.

Sennewald sagt, rechtes Gedankengut habe keinen Platz in seinem Verein. Er ist stolz auf die Kinder- und Jugendförderung seines Clubs, stolz darauf, dass nach der Wende aus dem heruntergekommenen Militärclub ein Ort der Begegnung wurde. Die Bootshalle wurde neu gebaut, auf dem Gelände entstand ein Haus mit 35 Zimmern für Athleten; Frau Sennewald kümmert sich um die Gäste. Im vergangenen Jahr war der Olympische Ruderclub Rostock, sagt Sennewald, bei den Deutschen Meisterschaften der erfolgreichste Verein. Nadja Drygalla holte einen Titel nach dem anderen. Und ihr Freund 3,9 Prozent für die NPD in Rostock.

Die Abkehr vom Ruderverein war für Fischer auch der Abschied von einer großen Familie. Frühere gemeinsame Freunde wandten sich ab. Nadja ging allein auf Veranstaltungen, Vereinsfeste und Ehrungen. Ihre beste Freundin Ulrike, Tochter der Sennewalds, mit der sie zusammen im Boot sitzt und auf Lehrgängen das Zimmer teilt, versuchte, Nadja Drygalla den Mann auszureden.

Frau Drygalla, kannten Sie seine Freunde?

Ich habe nie einen von seinen Freunden zu Hause empfangen. Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, ich kenne keinen von denen. Aber ich wollte mit denen nichts zu tun haben. Ob sie in unserer Wohnung waren, als ich unterwegs zu Regatten war, kann ich nicht sagen. Ich weiß nicht, was da gelaufen ist.

Nadja Drygalla blieb mit Michael Fischer zusammen. Vielleicht auch, weil sie schon so viel verloren hatte in ihrem Leben. Sie wurde in einem Dorf 15 Kilometer hinter Rostock groß, auf einem Gehöft mit Gänsen, Hühnern und Hunden. Ihren Bernhardiner nannte sie – nach einer amerikanischen Fernsehkomödie

– „Beethoven“, mit ihm streunte sie durch die Felder. Das Glück in der weiten Landschaft Mecklenburgs zerbrach, als die Eltern sich trennten. Nadja zog mit ihrem Vater in die Stadt, nach Rostock. „Ich war ein Papakind“, sagt sie. Ihr Vater starb 2003. Sie mag nicht darüber reden.

Man hat das Gefühl, dass es einem nicht zusteht, wie ein Eindringling von ihr eine Auskunft darüber zu erbitten, was passiert ist und wie sie sich als Kind fühlte. Aber es gehört dann doch dazu, wenn man sich ein Bild machen, die Beziehung zu Michael Fischer verstehen will.

Der Ruderverein wurde für Nadja Drygalla nach der Trennung ihrer Eltern zu einem zweiten Zuhause. „Ich verbringe die meiste Zeit des Tages dort. Da sind auch die meisten meiner Freunde.“ Mit Sennewalds Tochter Ulrike, sagt Nadja, sei sie mehr zusammen als mit irgendeinem anderen Menschen: „Wir wissen alles voneinander, es ist fast eine eheähnliche Gemeinschaft, man weiß, was da los ist.“

Warum stehen Sie zu Ihrem Freund?

Weil alle anderen ihn fallen gelassen haben. Und weil ich ihn liebe. Aber ehrlich gesagt, möchte ich hier jetzt nicht allen erklären, was ich warum tue. Durch das, was geschehen ist, kann jeder in mein Leben blicken; das ist mir mehr als unangenehm.

Was mögen Sie an Ihrem Freund?

Was soll ich darauf sagen?

Ist er zum Beispiel hilfsbereit, großzügig oder stark? Gibt er Halt?

Das würde ich jetzt alles mit Ja beantworten. Wenn ich einen Menschen schlecht fände, würde ich ihn mir nicht aussuchen.

Warum sind Sie loyal zu einem Menschen, dessen Weltansicht Sie nicht teilen, dessen Weg Sie nicht gehen wollten?

Ich möchte mich jetzt nicht für ihn erklären. Da muss er jetzt durch, ganz allein durch.

Nadja Drygalla kann Schmerzen aushalten, starke Schmerzen sogar. Sie trainierte das ganze Jahr über, im Winter ging es meist morgens um acht raus auf die Warnow, 22 Kilometer rudern, nachmittags

noch einmal dieselbe Strecke. Dazu die Plackerei im Krafraum, das Strampeln auf dem Ergometer zwischen den Einheiten. Und dann mit dem Fahrrad noch neun Kilometer wieder nach Hause. Oft um sieben ins Bett.

Ihre Ruderpartnerin Ulrike, größer und stärker als Nadja, kam nach dem Training manchmal weinend nach Hause, erzählt ihr Vater. So hart sei das Training gewesen.

Nadja Drygalla erging es kaum anders. „Aber einen Gedanken wie ‚Das kann ich nicht mehr‘, den muss man verwerfen.“ Sie mag das Training, die klaren, festen Strukturen, sie gaben ihrem Leben Form und auch ein Ziel: die nächste Meisterschaft, der nächste Weltcup, die Olympischen Spiele. Das sind die Wegmarken.

Im Mai dieses Jahres hatte Drygalla es endlich geschafft. Bei der Regatta auf dem Rotsee in Luzern qualifizierte sich der deutsche Frauen-Achter für die Sommer-spiele. Drygalla reiste zur Einkleidung der deutschen Mannschaft nach Mainz. Sie bekam eine riesige Tasche mit Trainingsanzügen, T-Shirts und Schuhen; sogar ein Ausgeh-Outfit von Bogner war dabei. „So viele schöne Sachen“, sagt sie, „ich war platt, wann soll- te ich die bloß tragen?“

Die Olympischen Spiele begannen so gut für sie. Nadja Drygalla wohnte mit den anderen Ruderern in der Nähe der Regattastrecke in Eton, Grafschaft Berkshire, eine Autostunde von London entfernt. Ein kleines olympisches Dorf nur für Ruderer und Kanuten: „Die Stimmung im Dorf war toll. Es mischte sich so schön, Ruderer aus allen Ländern waren da. Wir haben gemeinsam in der Mensa gegessen, ich habe mich mit den Männern aus dem neuseeländischen Zweier ohne unterhalten – das sind absolute Weltklasseleute, aber wir haben uns ganz normal unterhalten, auf Augenhöhe. Das war ein Erlebnis. Wir haben Pins getauscht im Dorf, kleine Anstecknadeln. Ich wurde viel angesprochen, es war herrlich.“

Ihr Freund Michael Fischer war auch nach London gekommen.

Auf Facebook stellte er ein Foto von sich vor der Tower Bridge ein und schrieb dazu, er sei ein „Neo-nazi-Monster“, das in London unterwegs sei. Die Kamera sei seine „gefährlichste Waffe“.

Diesen Satz, der in diesem Zusammenhang vielleicht ironisch gemeint war, versteht richtig, wer damals dabei war, am 25. Februar 2012. Damals versammelten sich 120 Menschen im Rostocker Stadtteil Toitenwinkel, einem Wahlkreis Fischers, zum Gedenken an Mehmet Turgut, der acht Jahre zuvor hier umgebracht worden war. Doch die Nazis waren schon lange vorher da. An den Wänden, auf den Wegen, Schmierereien, Parolen, der Satz: „Dönermord HA HA!“ Noch heute ist dort, wo der Mord geschah, diese Parole zu erkennen.

Plötzlich tauchte bei der Gedenkfeier eine Gruppe schwarz gekleideter Vermummter auf, 20 Mann. Sie bauten sich in einiger Entfernung hinter Büschen auf und grölten: „Kommt doch!“ Allen voran, auf Fotos deutlich zu sehen, Michael Fischer, seine Kamera im Anschlag. Die Vermummten rückten näher, schleuderten eine Eisenstange auf einen Zivilbeamten, dann flüchteten sie vor der Polizei. Wenig später stellte Fischer Fotos von Teilnehmern der Gedenkfeier in ein rechtes Internetportal.

Wussten Sie, dass Ihr Freund dabei gewesen sein soll?

Nein.

Andere wussten es schon. Am 1. August, Nadja Drygalla war gerade mit ihrem Achterteam im Hoffnungslauf ausgeschieden, stellte die linke Gruppe „Kombinat Fortschritt“ einen Artikel ins Netz. Überschrift: „Mecklenburgische Neonazifreundin bei Olympischen Spielen“. Die Affäre nahm ihren Lauf.

Wie haben Sie davon erfahren?

Ich hatte meine Wettbewerbe abgeschlossen und war zwei Tage in der Stadt unterwegs, da kriegte ich einen Anruf vom NDR. Ich dachte, es ging um Olympia. Doch da kamen Fragen nach meinem Freund.



stern-Reporter Uli Hauser im Gespräch mit Nadja Drygalla in Rostock

Was haben Sie gesagt?

Ich war überrascht, nicht vorbereitet.

Warum waren Sie überrascht?

Ich habe immer und immer wieder mit Michael gesprochen und gesagt, dass ich seine Aktivitäten nicht dulde. Dass ich das nicht will. Irgendwann hat er mir auch gesagt, dass er das auch nicht mehr will.

Haben Sie ihn vor die Alternative gestellt: die Nazis oder ich?

So genau nicht, aber ich habe ihn das schon deutlich spüren lassen. Und habe mir dann von ihm auch Dinge vorlegen lassen. Was er auf Facebook geschrieben hat, das war ziemlich dumm, das hab ich ihm gesagt. Er ist auch in London nicht herumgelaufen und hat alle Ausländer gehasst. Er ist ja früher selbst internationale Regatten gefahren. Ich will mich aber nicht für ihn erklären. Das ist so, als wenn ich in einer Angeklagtenrolle bin.

In die Sie in London aber gedrängt wurden – nicht zuletzt von Ihrer Teamleitung.

Deshalb war es für mich die bessere Entscheidung, die Spiele zu verlassen. Und ich denke, dass es auch für die Mannschaft so besser war. Natürlich ist mir das nicht so leicht gefallen, und ich bin auch traurig über das alles, was ich verpasst habe.

Wie haben Sie die Berichterstattung empfunden?

Das war wie eine Hetzjagd. Ich konnte nicht in meine Wohnung zurück, das fand ich am gruseligsten. Vor dem Haus meiner Mutter wurden Kameras aufgestellt, ihr Klingelschild im Fernsehen gezeigt.

Nadja Drygalla ist froh, als das Gespräch vorbei ist und die Fragen ein Ende haben. Sie kann es kaum erwarten, ihre Ruderkameradinnen wiederzusehen. An diesem Sonntag, an dem die Sommerspiele zu Ende gehen, sitzt Nadja Drygalla an der Warnow und hat nur einen Wunsch: „Ich möchte endlich das Training wieder aufnehmen.“

Mit Recherchen von: Nicolas Büchse, Christian Ewers, Christian Hodel, Kuno Kruse



„Mehr als 110 Milliarden Euro ist die Rechnung bislang schwer“



Video-Zwischenruf mit einem zweiten aktuellen Thema

Für Videostart den Bildcode mit dem Smartphone und einer App für QR-Codes scannen

Wenn die Sonne böse wird

Scheitert die Energiewende, ist sie noch bezahlbar?

Geradezu irrwitzig boomt der SOLARSTROM, doch eine mächtige Lobby verteidigt die Jagd nach staatlich garantierten Superrenditen

Der Zwischenruf aus Berlin von **HANS-ULRICH JÖRGES**

Bei der Energiewende ist es ähnlich wie bei der Eurorettung. Die meisten Menschen sind dafür, haben aber das Gefühl, die Sache sei ungemein kompliziert und könne wahn-sinnig teuer werden. Warum, verstehen sie nicht recht. Es erklärt ihnen ja niemand. Deshalb macht sich das mulmige Gefühl breit, alles könne scheitern und der Bürger habe die Zeche zu zahlen.

Das hat er bei der Energiewende auf jeden Fall. Die Rechnung ist längst aufgemacht – und sie wird immer teurer. Das ließe sich erklären. Doch es gibt eine mächtige Lobby, die das verhindert, und eine Politik, die sich mit ihr nicht anlegen möchte. Gerade ist sie wieder in die Knie gegangen, spektakulär.

Die Probleme kommen aus der Sonnenenergie. Die hat ein schier unverwundlich strahlendes Image, denn sie gilt als die sympathischste, weil sauberste und natürlichste Energieform. Ihr Symbol, die Sonnenblume, ist zugleich politisch – die Grünen schmücken sich von jeher damit. Die Sonnenblume steht für Sanftheit, Ökologie und den Kampf Davids gegen Goliath: gute Sonne gegen böse Atomkraft. David hat gesiegt, Atomgoliath ist gefallen. Und mit den historischen Siegern, den Grünen, will es sich keine große Partei verschmerzen. Koalitionsfähigkeit mit ihnen gilt als Ausweis von Modernität.

Hinter dem grünen Schild der Sympathie freilich ist die Sonnenenergie zu einem Monster herangewachsen, das die Energiewende zu verschlingen droht und von dem normale Menschen keine Ahnung haben. Wer weiß schon, dass die Kollektoren, die sie auf Dächern und Feldern sehen, nicht unbedingt der Stromversorgung ihrer Besitzer dienen? Wer ahnt schon, dass die ihre Energie, gemischt mit Atom- und Kohlestrom, aus der Normalsteckdose ziehen dürfen, mindestens den Überschuss, wenn nicht gar die gesamte Solarernte aber teuer ins Netz einspeisen – zu subventionierten Preisen, die für 20 Jahre garantiert werden? Und das mit Vorrang. Und bezahlt selbst dann, wenn das Netz voll ist und keinen Solarstrom mehr aufnehmen kann.

Sonnenenergie ist zu einem gigantischen Geschäft geworden, zur Großspekulation mit staatlicher Garantie – bei Renditen bis 15 Prozent. Null Risiko, auf 20 Jahre! Traumhaft. Mieter zahlen zweimal, für Wohnen und Solarsubventionen, an die Hauseigentümer. Und die bilden mit Bauern, Herstellern und Handwerkern eine mächtige pseudogrüne Lobby.

Der Traum der Renditejäger ist ein Albtraum für Verbraucher. Mehr als 110 Milliarden Euro ist die 20-Jahre-Rechnung bislang schwer, bezahlt sind davon erst 15 Milliarden. Seit die rot-grüne Koalition im Jahr 2000 das Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) verabschiedet hat, ist der Strompreis von rund 14 auf 25 Cent je Kilowattstunde gestiegen, die enthaltene Umlage für Alternativstrom von 0,2 auf knapp 3,6 Cent – das Achtzehnfache. Der Grüne Jürgen Trittin sagt sogar mehr als fünf Cent voraus.

Wenn es sich wenigstens lohnen würde. Die installierten Solaranlagen mit 28 Gigawatt Leistung, das entspricht 28 Großkraftwerken, könnten rechnerisch zwei Drittel des deutschen Basisverbrauchs decken. Doch sie sind nur etwa 850 Stunden voll verfügbar, ein Zehntel des Jahres – nachts scheint die Sonne eben nicht und bei schlechtem Wetter nur verhangen. Im Hochsommer, mittags, verstopft der Solarstrom dagegen die Leitungen, macht das Netz instabil und zwingt zum Abschalten von Kraftwerken, die für die Grundlast gebraucht werden, sich nun aber nicht mehr recht rentieren. Zudem wird im Sommer die Windkraft aus dem Netz gedrängt, eine Alternativenenergie frisst die andere.

Grotesk auch die Job-Bilanz. Trotz des Booms gehen in Deutschland reihenweise Hersteller von Solartechnik pleite, weil die Jäger von Extraprofiten billigere chinesische Ware kaufen. Dennoch kämpfen die Ministerpräsidenten notleidender Standorte, vor allem im deutschen Osten, gegen Subventionskürzungen – was Chinakollektoren wiederum noch rentierlicher macht und Jobs in Fernost fördert.

Die schwarz-gelben Pläne zum Abbau der Subventionen wurden jedenfalls abgemildert – und ein Kapazitätsdeckel von 52 Gigawatt festgelegt. Erst dann soll es keine Förderung mehr geben. Das war Peter Altmairers erster Fehler als Umweltminister. 52 Gigawatt, das hieße fast eine Verdopplung der heutigen Kapazität. Der Boom wird also noch einmal angeheizt. Würde das Limit 2016 erreicht, müssten die Verbraucher die immer gigantischere Solarrechnung bis zum Jahr 2036 abbezahlen. Und Windenergie gerät ins Hintertreffen. Das Küstenland Schleswig-Holstein wird 2020 dreimal so viel Alternativstrom erzeugen, wie es selbst verbraucht. Für wen? Die Sache ist unhaltbar. Wettbewerb muss her, das EEG fallen. Wer eine Solaranlage installiert, soll den Strom gefälligst selbst verbrauchen. Sonnenwende.

Drei Jahre noch. Oder eine neue Leber.

Er entkam der Armut und dem Chaos seiner Heimat. Er baute sich in Deutschland ein neues Leben auf, immer tüchtig, mit zwei Jobs. Doch eine Infektion frisst die Gesundheit von Cef C. Allein eine ORGANTRANSPLANTATION kann ihn retten. Raubt der Skandal seine Chance?



Von **FRANZISKA REICH** (Text)
und **SELINA PFRÜNER** (Fotos)

Am letzten Montag im August wird er heiraten. Mit ein paar Freunden, ohne Brimborium, ohne Kirche, aber vielleicht doch mit einem bisschen Segen Gottes. Darauf hofft er. Zuerst werden sie im Kölner Rathaus unterschreiben und dann mit den engsten Freunden im Restaurant Birkenhof bei Lamm und Schweinemedallions mit Steinpilzsauce zusammensitzen. Den Anzug hat er schon besorgt, die Ringe auch. Was er sich wünsche vom Leben mit seiner Frau? „Nichts Großes“, sagt er. Genug zu essen. Ein wenig Sport. Und Kinder. Ja, Kinder auch. „Ich will noch ein bisschen Gutes vom Leben.“

Cef C.* bleibt wenig mehr als dieses bisschen. Ein bisschen Segen. Ein bisschen Leben. Er ist 33 Jahre alt, hoch gewachsen, mit breiten Schultern und starken Händen – und wie er so daliegt in Zimmer 010 im 18. Stock des Universitätsklinikums Köln, ein Koloss unter blassviolett gestreifter Decke, so ruhig und freundlich und mit leisem Lächeln, da fällt es schwer zu glauben, dass dieser Mann zu den Todgeweihten zählt.

„Sie haben noch sechs bis sieben Jahre“, hatte ihm der Arzt an jenem sonnigen Tag im April 2005 gesagt. Eigentlich hatte Cef nur eine Krankschreibung für ein paar nette Tage haben wollen. Stattdessen: Hepatitis B. Hepatitis D. Kaputte Leber. Der nächste Spezialist gab ihm zehn Jahre Restlaufzeit. „Und der hatte mehr recht. Der war richtig gut“, sagt Cef. Gestern ist er 40 Kilometer über die Autobahn von der Arbeit in die Klinik gerast, mit Fieber und Schwindel und wie immer diesem vielen Wasser im Bauch. Jeden Freitag müssen sie ihm acht Liter punktieren, damit sich nichts infiziert. Jede Woche Infusionen. Jeden Tag Tabletten. Jede Sekunde im Griff des kaputten Organs.

10–7=3. Drei Jahre bleiben ihm. Ohne neue Leber hat Cef keine Chance.

*Name geändert.

12000 Menschen warten in Deutschland auf ein Organ. Herz oder Leber, Lunge oder Niere – jemand muss geben, jemand muss sterben, damit die Wartenden überleben. Doch nur etwa ein Viertel der Deutschen besitzt nach eigenen Angaben einen Organspendeausweis. Nur 15 von einer Million spenden tatsächlich. Der Herzchirurg Bruno Meiser, Präsident der Stiftung Eurotransplant, die für die Verteilung der Organe in Deutschland zuständig ist, hat einmal gesagt: „Jedes gespendete Organ ist einmalig, ein Akt der Nächstenliebe über den Tod des Spenders hinaus. Mit diesem kostbaren Gut müssen wir nach den höchsten ethischen Grundsätzen umgehen.“

Doch statt höchster ethischer Grundsätze erfahren die Deutschen derzeit vor allem von niedrigster Ungerechtigkeit. Von Schiebereien auf Wartelisten und Fälschung von Patientendaten.

Die Vorstellung, dass Geld oder persönliche Beziehungen tatsächlich über Leben und Tod entscheiden könnten, empört. Die Bürger erwarten, dass es bei der Organspende gerecht zugehe. Jeder soll gleich behandelt werden. 21 Prozent erklären, sie seien nach dem Organskandal noch skeptischer gegenüber der Spende geworden.

Diese Skepsis kostet. Jeden Tag bezahlen drei Menschen mit dem Leben dafür.

Das weiß Cef. Es macht ihm Angst. Nie hätte er solche Abgründe für möglich gehalten. „Nicht in Deutschland, niemals“, sagt er. Vor zwölf Jahren kam er aus einem albanischen Dorf in dieses ordentliche, brave Land. Er hat Deutsch gelernt und eine Lehre als Maschinenbaumechaniker gemeistert und eine Stelle bei einem guten Unternehmen gefunden. Er hat einen Audi gekauft und einen zweiten Job als Sicherheitsmann fürs Wochenende ergattert und immer seine Steuern gezahlt – hat also so brav und ordentlich gelebt, wie es ein Land mit TÜV und Mülltrennung von ihm erwartet. So dachte er. In der alten Heimat, ja, da kaufen sich die Reichen, was sie brauchen. →

Jeden Tag
Tabletten. Jede
Woche Infusionen.
Jede Woche
ins Krankenhaus
mit acht Litern
Wasser im Bauch

Maschinengewehr, Luxuskarosse oder Niere. Aber hier? „Niemals! Da war ich mir sicher“, sagt er. Und leise: „Ich will es auch weiter denken. Ich muss meinen Ärzten doch vertrauen. Was bleibt mir denn?“

Neulich hat ein Pfleger ihm zugeraut, er finde es hier auf Station schon manchmal komisch. Da komme einer, der sehe todsterbenskrank aus und der kriege kein Organ, und ein Quietschfideler muss kaum warten, und schon wird er neu bestückt entlassen. „Das ist Gerede“, sagt Cef, „ich glaube das nicht. Aber ich kann verstehen, dass sich viele ein paar Fragen stellen.“

Dieses Misstrauen, diese bohrenden Zweifel sind das eigentlich Schlimme an dem Skandal. Wer bekommt warum ein Organ – und wer verreckt auf der Warteliste? Könnten gierige Ärzte gar den Hirntod erklären, weil ein Scheich auf eine frische Niere hofft? Weil ein Krankenhaus 150 000 Euro abrechnen will? Der deutsche Arzt: Gott, Onkel Dagoberth oder Frankenstein? Das Entsetzen ist groß. Angst wuchert. Wut auch.

Cef C. sagt, er würde sich nie, niemals irgendwo illegal eine neue Leber besorgen. „Das ist für mich Mord. Ein anderer stirbt, weil ich ihm das Organ wegkaufe. Da kann ich ihn auch mit eigenen Händen umbringen“, sagt Cef. Solange es fair zugehe und nicht danach, wer das meiste zahlt, könne jeder alles von ihm haben. „Leber macht jetzt keinen richtigen Sinn mehr“, er lacht leise auf, „aber mein Herz ist gut, und meine Lungen sind die eines Sportlers.“

Noch immer geht er dreimal in der Woche zum Boxen. Er braucht das, auch wenn er merkt, dass er schwächer wird. In seiner Jugend war er Leistungssportler. Er sollte Profi-Ringer werden. Dann zerfiel sein Land, und er beschloss zu gehen. Mit dem Schlauchboot nach Italien. Im Hohlraum unter dem Dach eines Zuges nach Deutschland. Er dachte, er habe eigentlich alles richtig gemacht. Bis zu jenem sonnigen Tag im April.

Die Ärzte glauben, er habe sich schon als Kind in Albanien infiziert. Am Anfang hat Cef seiner Mutter die Schuld gegeben. Er hat sie gehasst, für die Armut, den Dreck, das Chaos in der zehnköpfigen Familie. Mit dieser Wut im Bauch kauft er sich ein paar Monate nach der Diagnose ein Motorrad, eine Honda Fireblade, 171 PS, eine richtig böse Maschine. Und er rast und hetzt durch die Kurven – als wäre er sein eigener Henker. Beim letzten seiner vielen Unfälle denkt er: „Mein Gott. Wenn er mich nehmen will, dann hatte er viele Chancen. Aber er will mich nicht. Dann bleibe ich eben, bis er mich wirklich holt.“ Die Wut lässt nach. Er hört auf zu hassen. Wenn Cef heute mit seinen Eltern telefoniert und sie ihn fragen, wie es ihm gehe, sagt er: „Alles in Ordnung.“ Er will sie nicht reinziehen. Es ist sein Schicksal. Seins, seins, seins.

Jeder Leberkranke, der auf ein neues Organ hofft, kennt seinen MELD-Score. „Ich liege bei 15. Mit dem Infekt jetzt gerade vielleicht auch bei 17“, sagt Cef. MELD: „Model for End-stage Liver Disease“. Die Punktzahl wird aus drei Laborwerten errechnet, sie gibt Auskunft über den Schweregrad der Erkrankung. Sie beeinflusst auch den Platz auf der Organ-Warteliste. Geht es dem Patienten schlecht, steigt der Score. Der Patient rückt nach oben. Geht es ihm wieder besser, sinkt der Score – und die Chance auf ein Organ. Der Patient muss warten, dass es ihm schlechter geht. Dass er dem Tode näher kommt. Bei uns: so nah, dass die Kranken jede Hoffnung verlieren. So nah, dass das Überleben selbst mit neuem Organ immer schwieriger wird.

„In Deutschland beginnt die leiseste Chance auf ein Organ bei einem Score von 30. Oft ist es aber auch erst bei 34 so weit. Herr C. wird noch sehr lange warten müssen“, sagt Professor Dirk Stippel. Cef C. wird dann nur noch im Bett liegen können – zu schwach, vom eigenen Blut vergiftet, so weit vom Leben entfernt. Und dann erst... Vielleicht...

ORGANSKANDAL

Die Chronik

2004: Das Universitätsklinikum Regensburg und das Jordan Hospital in Amman (Jordanien) vereinbaren den Aufbau eines Lebertransplantationsprogramms.

29. März 2005: Der Regensburger Oberarzt Aiman O. und sein Chef transplantieren einer Frau in Amman einen Teil einer Leber.

3. April 2005: Der Patientin geht es schlecht, sie braucht ein neues Organ. Aiman O. gibt an, die Frau werde in Deutschland behandelt, und erhält über Eurotransplant eine Leber. Der Schwindel fliegt auf. Die Staatsanwaltschaft stellt ihre Untersuchungen jedoch wieder ein.

Herbst 2008: O. wechselt als Leiter der Transplantationschirurgie an die Uniklinik Göttingen.

2. Juli 2011: Ein anonymen Anrufer weist die Deutsche Stiftung Organtransplantation auf kriminelle Machenschaften in der Göttinger Uniklinik hin und fragt, „ob man Organe direkt kaufen könne“.

22. November 2011: Die Bundesärztekammer (BÄK) teilt der Klinik mit, dass O. wahrscheinlich die Laborwerte eines russischen Patienten fälschte. O. wird wenige Wochen später gekündigt.

Januar 2012: Die Korruptionsstelle der Staatsanwaltschaft Braunschweig ermittelt gegen O.

Ende Mai 2012: Eurotransplant übermittelt der BÄK mindestens 22 weitere Verdachtsfälle aus den Jahren 2010 und 2011.

21. Juni 2012: Auch der ärztliche Abteilungsdirektor der Gastroenterologie soll Patientendaten manipuliert haben.

28. Juli 2012: Das Göttinger Klinikum untersucht Transplantationen aus den Jahren 1995 bis 1999: Von 99 Lebertransplantierten stammten 23 aus Italien.

10. August 2012: Die Bereitschaft zur Organspende ist angesichts des Transplantationsskandals stark gesunken (siehe Seite 26).

13. August 2012: Aiman O.s Anwalt Steffen Stern erklärt: „Mein Mandant hat keine Laborwerte manipuliert.“



Dirk Stippel leitet das Kölner Transplantationszentrum. Er bringt 22 Jahre Erfahrung mit



Harald Curth ist Cef C.s behandelnder Arzt. Er muss sich ein Bild davon machen, wie dringlich sein Fall ist

Chirurg Stippel leitet das Transplantationszentrum der Uniklinik Köln. 72 Nieren, zwölf Lebern und zwei Bauchspeicheldrüsen hat er mit seinem Team im vergangenen Jahr verpflanzt. Seit 22 Jahren kennt er das Geschäft. Bei einem Besuch in Norwegen erfuhr er vor Jahren, dass dort für Nierenkranke die Spende von einem lebendigen Menschen so normal war, dass Leute, die allein die Klinikstation betraten, gefragt wurden: „Und wo ist Ihr Spender?“ Damals in Deutschland unvorstellbar! Doch Stippel setzte sich in seiner Abteilung mit aller Kraft dafür ein. „Wir werden den Bedarf an Organen nie durch postmortale Spenden

Nur schnell wieder raus! Bei jedem Klinikaufenthalt hofft C., dass die Ärzte ihn nicht länger dabehalten

decken können. Wir müssen uns auf die Lebendspende konzentrieren“, sagt er. Heute ist sein Team darauf spezialisiert.

Die Situation der Organbedürftigen ist in Deutschland besonders schlecht. Besonders geringe Spendebereitschaft führt zu besonders großem Mangel und zu besonders großer Verzweiflung. In Österreich bekommen die Leberkranken ein neues Organ bei einem MELD-Score von 27. Dort gilt, wie in Spanien, eine Widerspruchsregelung: Jeder Bürger ist Spender, solange er nicht offiziell widerspricht. Deshalb gibt es in Österreich mehr Organe, frühere Transplantationen und eine geringere Sterblichkeit. In Deutschland hingegen ist der Mangel so groß, dass immer schlechtere Organe immer kränkeren Patienten eingesetzt werden. Manches Herz ist schon so alt, dass bei der Transplantation gleich ein Bypass gelegt werden muss. Doch selbst um die schlechten Organe wird gerungen. Welche Klinik bekommt das Organ für welchen Kranken? „Früher haben wir gesündere Patienten operiert. Das führte zu dem Vorwurf, wir würden uns nur die Rosinen rauspicken. Heute operieren wir die ganz schweren Fälle. Das führt aber zu einer höheren Sterblichkeit“, sagt Stippel.

Transplantationen gehören inzwischen zum medizinischen Alltag, doch noch immer herrscht große Unsicherheit darüber, wie dieser Alltag denn eigentlich ethisch gestaltet sein soll. Wer oder was soll wie und warum über die Verteilung der Organe bestimmen? Ärzte, Kommissionen oder eine Behörde? Listen, Formeln oder Zufall? Erfolgsaussicht oder Todesnähe? Wollen wir den Gesünderen zum Leben verhelfen? Oder die Schwächsten vor dem Tod bewahren?

So viele Schicksale hat Cef hier im 18. Stock der Klinik schon kommen und gehen sehen. Frisch Operierte, die ihr Glück kaum fassen konnten. Frisch Operierte, die an Komplikationen starben. „Wenn ich ein Organ bekäme, würde ich

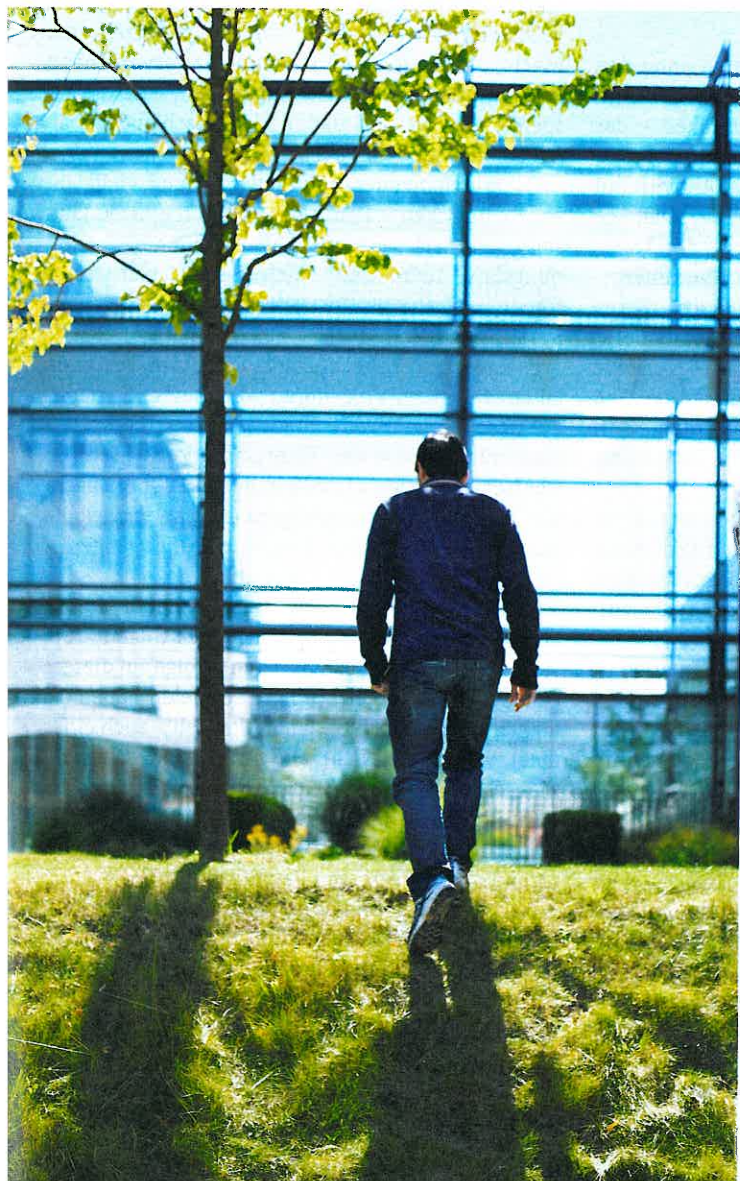
mich einfach nur freuen. Ohne Angst. Ohne Sorge. Ein Toter würde mir die Chance zu einem einigermaßen normalen Leben schenken“, sagt Cef. Und: „Da wäre ich mein Leben lang dankbar.“

Er hat es so satt, ständig diese zwei Leben zu führen. Das offizielle Leben eines Gesunden, der boxt und arbeitet und lacht. Das geheime Leben des Kranken, der Tabletten schluckt und heimlich jeden Freitag ins Krankenhaus fährt. Immer in Angst, entdeckt zu werden. Immer in Angst vor der Reaktion der anderen. Nur wenige wissen von seinem Schicksal. Seiner zukünftigen Frau hat Cef erst sechs Monate, nachdem sie sich verliebt hatten, davon erzählt. Sie hat geweint, aber ihn nicht verlassen. Sein bester Freund wird Trauzeuge sein und weiß bis heute nicht Bescheid. Cef will es ihm in den nächsten Tagen sagen.

Doch am meisten Sorgen machen ihm die Kollegen auf der Arbeit. Die Firma hat ihm versprochen, dass er nach dem befristeten Vertrag einen festen bekommt. Was, wenn sich ein Personaler wundert, dass Cefs Krankschreibung immer vom Krankenhaus gestempelt wird? Was, wenn die Damen seiner Abteilung ernsthaft nachzuhaken beginnen, warum sein elender Wasserbauch von Montag bis Freitag wächst und nach dem Wochenende wieder klein ist? „Noch machen sie nur Witze. Ich trage immer weite Pullover. Aber manchmal denke ich: Die tuscheln schon“, sagt Cef. Schwindeln, Verstecken, Heimlichkeit – er hasst diese Geschwister der Krankheit.

So gern würde er einfach so leben. Ein bisschen essen. Ein bisschen fernsehen. Ein bisschen Sport. Doch die kranke Leber macht auch das bisschen so oft kaputt. Er ist jetzt 33 Jahre alt. Er mochte immer den Kampf. Ringen. Boxen. Doch für den Kampf gegen die Krankheit braucht er mehr als zwei Fäuste. Er braucht Glück. Unwahrscheinlich viel Glück. ✕

*Mit Recherchen von
Nicole Simon*





BURCKHARDT RINGE

Der heute 62-jährige Professor wurde an der Medizinischen Hochschule Hannover zum Chirurgen ausgebildet. Von 1994 bis 2002 hatte er an der Uniklinik Göttingen den ersten deutschen Lehrstuhl für Transplantationschirurgie inne. Er war Vorstandsmitglied von Eurotransplant. Von 2002 bis 2009 leitete er das Leberzentrum am Drexel University College of Medicine in Philadelphia, USA. Heute ist Ringe im Ruhestand.

Diagnose: Organ-Versagen

Der international renommierte Transplantationschirurg Professor Burckhardt Ringe fordert eine RADIKALE REFORM des deutschen Organverpflanzungssystems

Zuerst war die Öffentlichkeit verstört, jetzt endlich ist auch die deutsche Transplantationsgemeinschaft aufgeschreckt. War im Organ-skandal erst von „Einzeltätern“ die Rede, mehren sich kritische Stimmen, die Fehler im System verantwortlich machen. Man hört neue Begriffe wie Kontrolle oder Transparenz und sogar von UNOS, der in den USA für Transplantationen zuständigen Organisation.

Eine vordergründige Reformdiskussion unter den gewohnten Beteiligten und stillschweigende Hoffnung auf ein Abflauen der Aufmerksamkeit – das mögen sich die Etablierten im Transplantationssystem wünschen. Doch es darf nicht die Antwort auf Göttingen und Regensburg sein. Wenn ich sehe, wie von manchem versucht wird, die Krise der Transplantationsmedizin zum „Einzelfall“ herunterzuspielen, bekomme ich richtig Wut im Bauch.

Denn die Frage „Einzel Täter oder Systemfehler?“ ist längst beantwortet. Seit Jahren hat es Verstöße gegen die Regeln gegeben. Die letzten großen Schlagzeilen kamen aus Essen und brachten einen bis dahin hoch renommierten Kollegen ins Gefängnis. Schon vergessen?

Es ist höchste Zeit für Klartext. Zu lange hat sich ein Schweigekartell um die Transplantation vom Argument genährt, dass sich negative Schlagzeilen aller Art schlecht auf die Organspendebereitschaft auswirkten. Das aber ist in der Praxis ein Freipass für Fehlverhalten. Das ganze System Transplantation ist davon durchdrungen: Es ist undurchsichtig, es lässt viel Spielraum für Abweichungen von Standards und Regeln – wie auch die neuen Zahlen zu den modifizierten oder beschleunigten Vermittlungsverfahren belegen. Es mangelt ihm an kontinuierlicher Überwachung und Transparenz. Kontrollen sind ganz offensichtlich ohne Konsequenzen.

Hinter all dem steckt die Verflechtung zu vieler Interessengruppen und ihrer Vertreter: Verantwortungen sind zersplittert, echte Verantwortlichkeit kann somit immer irgendwo zwischen all die Stühle verschoben werden. Da sind die Transplantationszentren, die miteinander konkurrierend möglichst viele Spenderorgane für eigene Patienten wollen;

die Deutsche Stiftung Organtransplantation, zuständig für Organspende; Eurotransplant für die Organvermittlung; die Bundesärztekammer und ihre Ständige Kommission Organtransplantation, verantwortlich für Überwachung; schließlich die Deutsche Transplantationsgesellschaft, eigentlich eine wissenschaftliche Vereinigung, mit unscharfer Aufgabe, aber großem Einfluss.

Unentwegtes Gerangel um Kompetenzen und Macht ist eine logische Folge dieser verwirrenden Vielfalt, und das hat dazu beigetragen, dass Organspende und Transplantation in Deutschland bei allen Fortschritten nun am Scheideweg stehen.

Ohne anhaltenden öffentlichen – und vielleicht auch politischen – Druck wird die von einigen lautstark geforderte, eigentlich aber gefürchtete „schoonungslose Aufklärung“ auch diesmal nicht stattfinden, weil Interessenvertreter sich selbst und ihr System schützen.

Es kann deshalb nicht damit getan sein, Personen zu ersetzen oder Prozeduren von anderen Ländern zu übernehmen. Wir brauchen eine komplette Umstrukturierung des Transplantationswesens in Deutschland, wie es UNOS in den USA vorgemacht hat. Man darf nicht umhinkommen, über eine völlig neue Institution nachzudenken, die unabhängig ist und die einen klaren Auftrag hat.

Versäumen wir es, das Transplantationswesen komplett zu reformieren, wird Deutschland trotz seiner großartigen medizinischen Erfolge auf diesem Feld seinen Patienten weniger zu bieten haben als manch ein Entwicklungsland. Man sollte auch eines nicht vergessen: Nicht alle Ärzte sind schlechte Menschen. Die redliche Mehrheit von ihnen hat organisatorische Strukturen verdient, die ihrer aufopferungsvollen Arbeit gerecht werden und sie nicht durch ihr Versagen beschmutzen.

Nachdem die Diagnose Organversagen gestellt wurde, ist die Transplantation oftmals die einzige Therapie, die das Leben zu retten vermag. Tatsächlich bedeutet Transplantation Ersatz eines funktionsuntüchtigen Organs. Und das ist genau das, was die deutsche Transplantationsmedizin jetzt selbst braucht – den Wechsel des Systems.

Steuervorteil für homosexuelle Lebensgemeinschaften?

Die Politik streitet darüber, ob das EHEGATTENSPLITTING auch auf gleichgeschlechtliche Paare übertragen werden soll. Ein Pro und Kontra

pro



Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP), 61, ist Bundesjustizministerin

Ich finde es seltsam, dass die Frage, ob verpartnerte Lesben und Schwule im Steuerrecht Ehepartnern voll gleichgestellt werden sollten, eine solche Debatte auslöst. Sicher, das Lebenspartnerschaftsgesetz war lange ein Torso und wurde vor allem durch die höchstrichterliche Rechtsprechung zu einem richtigen Gleichstellungsgesetz. Einige Staaten haben längst die Ehe geöffnet, andere kennen kaum noch Unterschiede zur klassischen Ehe. Warum auch? Wenn zwei Menschen füreinander Verantwortung übernehmen, dann sollte das Geschlecht keine Rolle spielen. Das sehen die meisten Deutschen auch so. Der enorme Liberalisierungsschub, der durch die sexuelle Aufklärung eintrat, ist Realität. Heute ist die eingetragene Partnerschaft in der Mitte der Gesellschaft etabliert. Mittlerweile bröckelt sogar der letzte Widerstand dagegen. Kein Wunder. Das Bundesverfassungsgericht hat immer wieder deutlich gemacht, dass die eingetragenen Lebenspartnerinnen und Lebenspartner wie Ehegatten in einer auf Dauer angelegten rechtlich verfestigten Partnerschaft leben. Allein in dieser Legislaturperiode wur-

den bei der Erbschaftssteuer, Grunderwerbssteuer und im Beamten- und Soldatenrecht wichtige Anpassungen vorgenommen. Sogar die vom Bundestag eingeforderte Magnus-Hirschfeld-Stiftung, die gegen die Diskriminierung von Lesben und Schwulen angehen soll, wurde auf den Weg gebracht. Dennoch: Es gibt immer noch zu viel Diskriminierung. Warum sollte es nicht Aufgabe der Politik sein, geeignete Rahmenbedingungen für eine bunte, individualisierte Lebenswirklichkeit zu schaffen? Verantwortungsbewusste Politik muss dafür sorgen, dass jeder Mensch seinen Lebensentwurf frei und unabhängig leben kann. Das Bundesverfassungsgericht sollte dafür nicht der Taktgeber sein. Es muss selbstverständlich werden, dass Mann Mann oder Frau Frau liebt. Wenn mehr gleichgeschlechtliche Paare Kinder haben, ist das wunderbar. Neben der bereits jetzt möglichen Stiefkindadoption wird sich die volle Adoption Bahn brechen. Wenn zwei Menschen des gleichen Geschlechtes ein Paar werden, sollte die Politik sie nach Kräften unterstützen. Darum geht es in der derzeitigen Diskussion. ✶

kontra



Norbert Geis, 73, ist Bundestagsabgeordneter der CSU

Mich treibt die Sorge um, dass durch die Übertragung des Ehegattensplittings auf gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften das Institut der Ehe weiter geschwächt wird. Mit einem solchen Eingriff sollten wir aber vorsichtig sein. Der Verfassungsrechtler Christian Hillgruber stellt zu Recht fest: „Die Verfassungsordnung der Bundesrepublik Deutschland ist eine Wertordnung.“ Diese Wertordnung ist in den Grundrechten sichtbar. Sie sind die tragenden Säulen unseres Staates, aber auch unserer Gesellschaft. Dazu gehören als Spitzenwerte auch Ehe und Familie (Art. 6 Grundgesetz). Folgt man der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichtes, so haben Ehe und Familie nicht mehr den Stellenwert wie früher. In der Tat: Derzeit wird etwa jede dritte Ehe geschieden, die Zahl der Eheschließungen ist rückläufig. Dennoch dauern heute zwei von drei Ehen viel länger als früher. Hier mag die gestiegene Lebenserwartung eine Rolle spielen. Aber es zeigt sich darin auch „die nach wie vor erhebliche Bindungswirkung dieser Lebensform“, wie es der Soziologe Franz-Xaver Kaufmann formuliert hat. Teile der

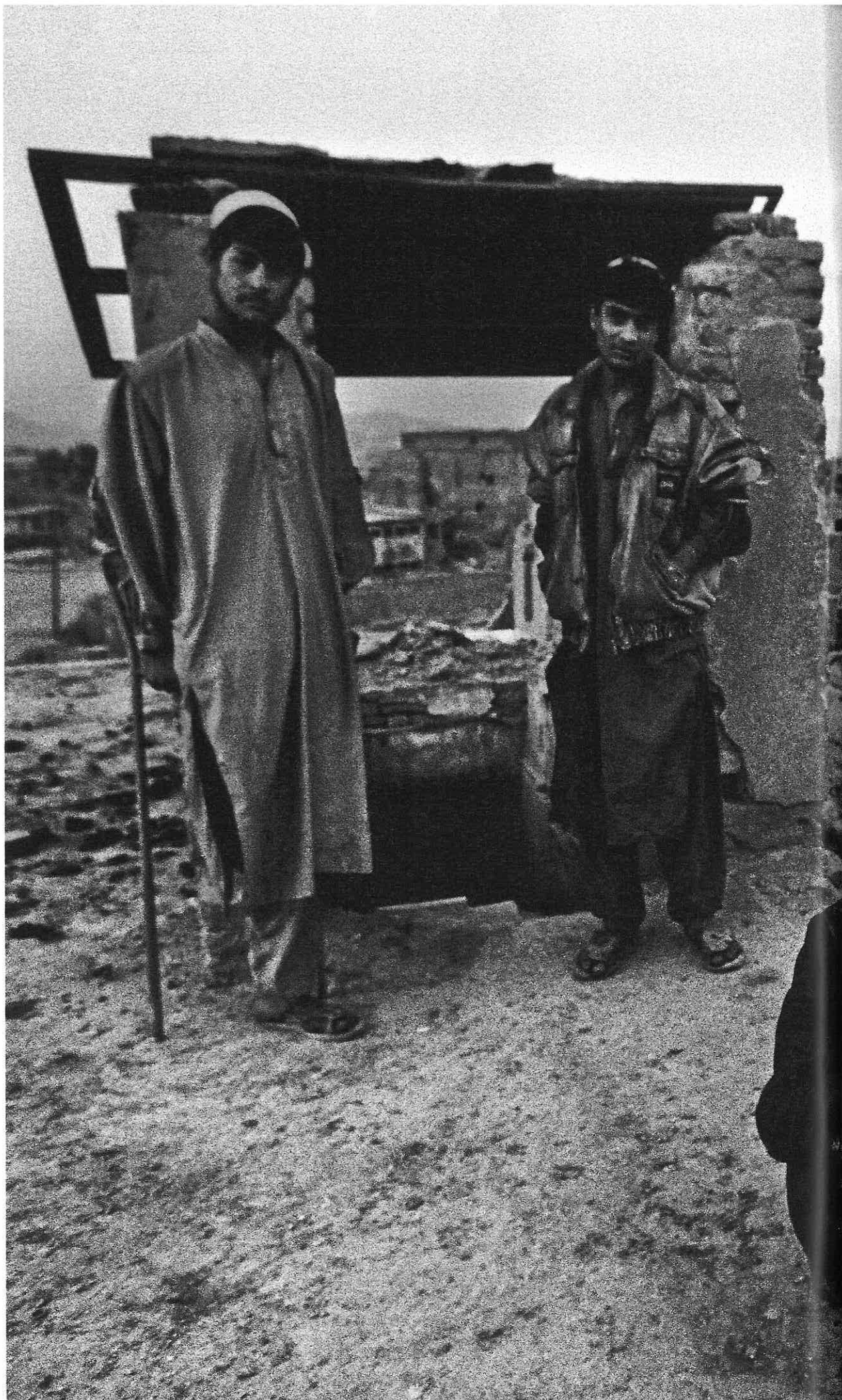
Öffentlichkeit betreiben in immer neuen Anläufen zusammen mit dem Bundesverfassungsgericht die Relativierung des Grundrechtes von Ehe und Familie. Zwar behaupten die Verfechter einer Gleichstellung, dass die Ehe dadurch ihre Privilegierung nicht verliere. Diese Auffassung ist jedoch wirklichkeitsfremd. Völlige Gleichstellung bedeutet eben in der Wahrnehmung der Menschen zu Recht, dass die Ehe zwischen Mann und Frau nichts Besonderes, Einzigartiges mehr ist. Durch die Ausweitung des Steuersplittings auf gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften würde dieser Weg zur Aushöhlung der Ehe fortgesetzt. Dies kann ich als Christ nicht mittragen. Wir haben nicht umsonst einen Gottesbezug in der Präambel unseres Grundgesetzes. Eine Gleichstellung wäre auch rechtlich höchst zweifelhaft, weil wir damit eine Verfassungsänderung durch die Hintertür betreiben würden. Wer unser Grundgesetz in diesem Punkt ändern will, sollte dies auch ehrlich sagen und den rechtsstaatlichen Weg durch die Parlamente suchen. Und das, bevor weitere Schritte zur Gleichstellung unternommen werden. ✶

Farhuddin, ganz links, und die drei Brüder, die ihm 1994 noch geblieben waren. Von links: Schahpur, Farhad, Schukur. Hinter ihnen der Vater, Sami Badell

Ein Leben in Kabul

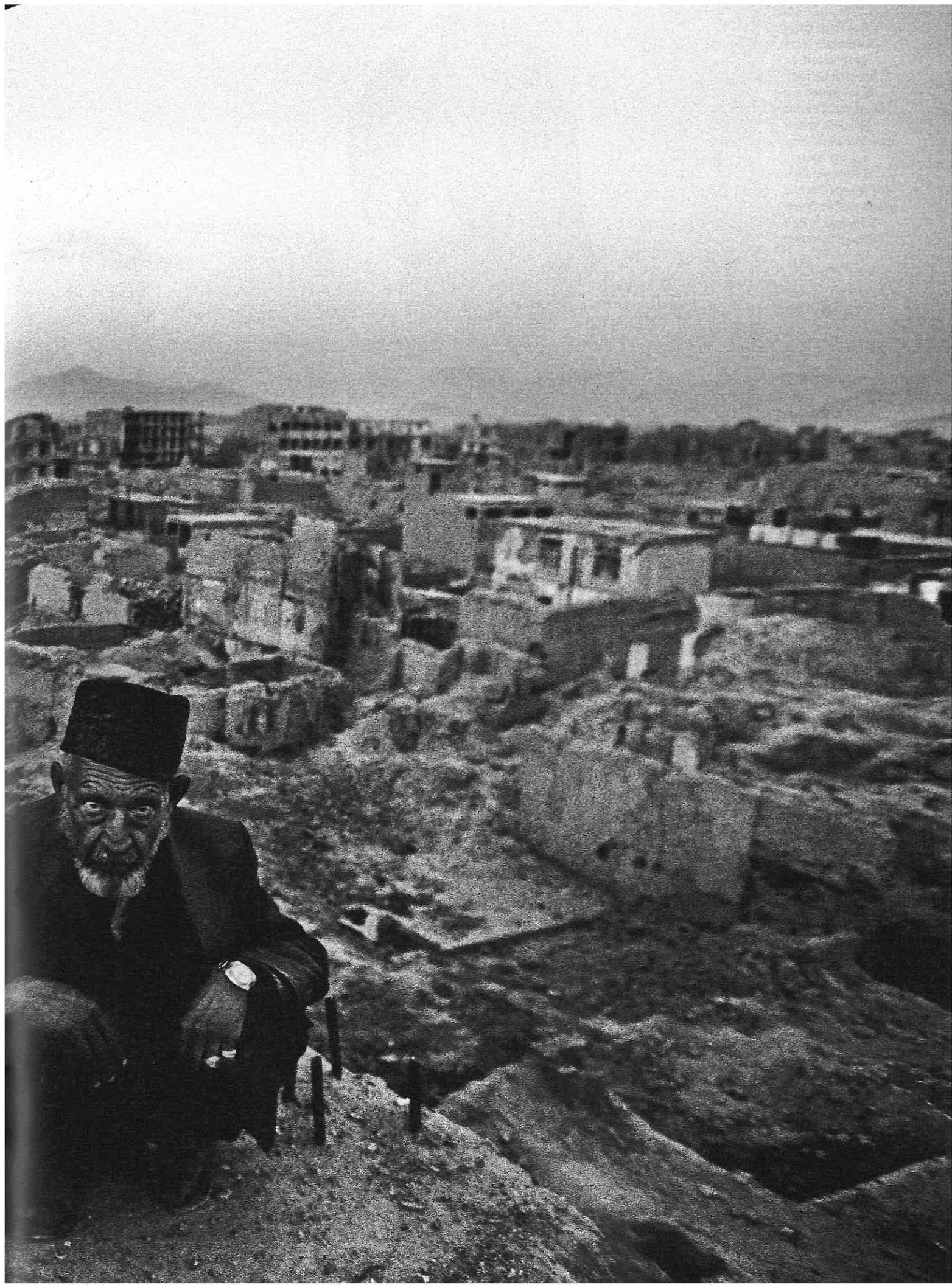
Sie waren einmal fünf Brüder. Sie kannten nichts als Krieg. Ihre Geschichte handelt von Tod und Zärtlichkeit, von Armut und Hoffnung. Es ist die Geschichte AFGHANISTANS

**Farhuddin
und Farhad im
November 1996
auf dem Dach
ihres Hauses in
Kabul. Die Gebäude
ringsum liegen
in Trümmern. Der
Vater geht in die
Hocke. Die Taliban,
die auf den Straßen
patrouillieren,
sollen ihn nicht
sehen können**

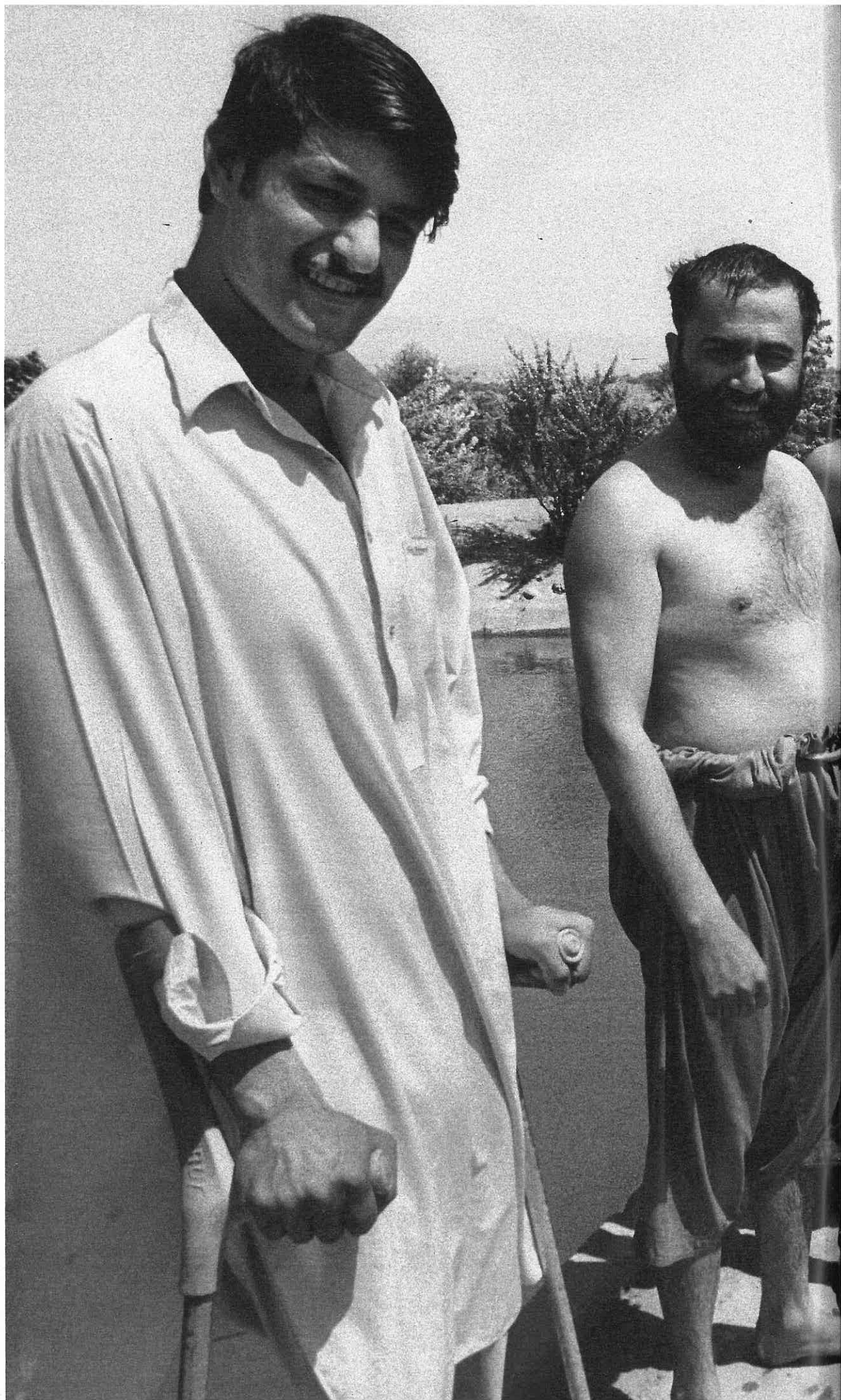


1996

Im September nehmen die Taliban die Hauptstadt ein. Sie beenden den Bürgerkrieg, unter dem Afghanistan seit Abzug der Sowjettruppen 1989 gelitten hatte. Die Islamisten etablieren ihre Schreckensherrschaft. Friedhofsruhe kehrt ein.



Das Haar trägt Farhuddin jetzt gescheitelt. Er hat sich verlobt. Beim Baden am Fluss steht er mit Krücken neben den Brüdern seiner Auserwählten. Den freundlich lächelnden Farhad haben die künftigen Schwäger in ihre Mitte genommen



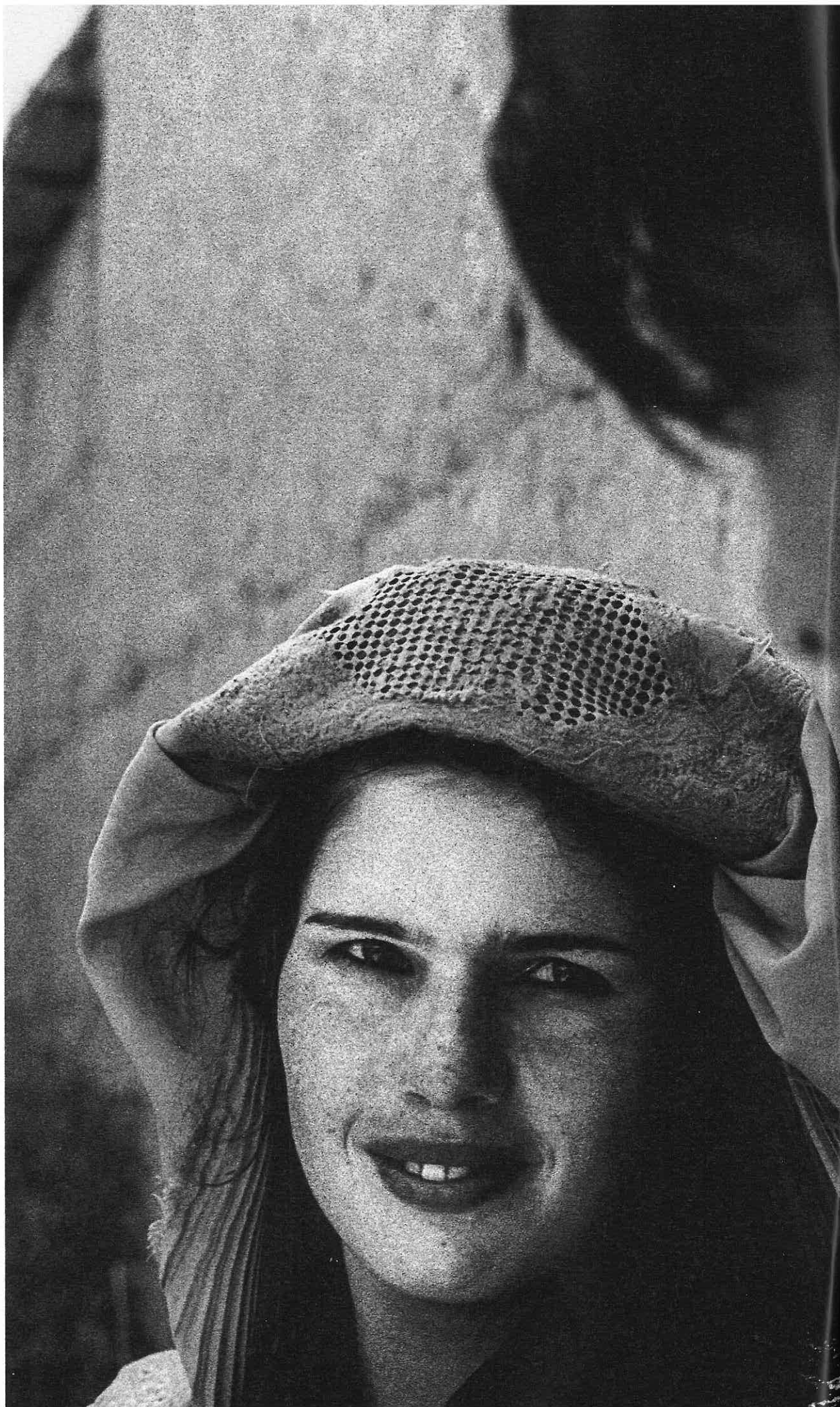
2003

Seit dem Einmarsch der USA zwei Jahre zuvor sind die Taliban vertrieben. Die Menschen genießen die zurückgewonnene Freiheit, hören Musik, lassen wieder Drachen steigen und hoffen, dass der Frieden hält.

Nach dem Tod
des Vaters hat
Farhuddin
geheiratet. Für
den Fotografen
wagt seine Frau
Ungeheuerliches,
sie schlägt die
Burka hoch
und zeigt ihr hübs-
ches Gesicht

2004

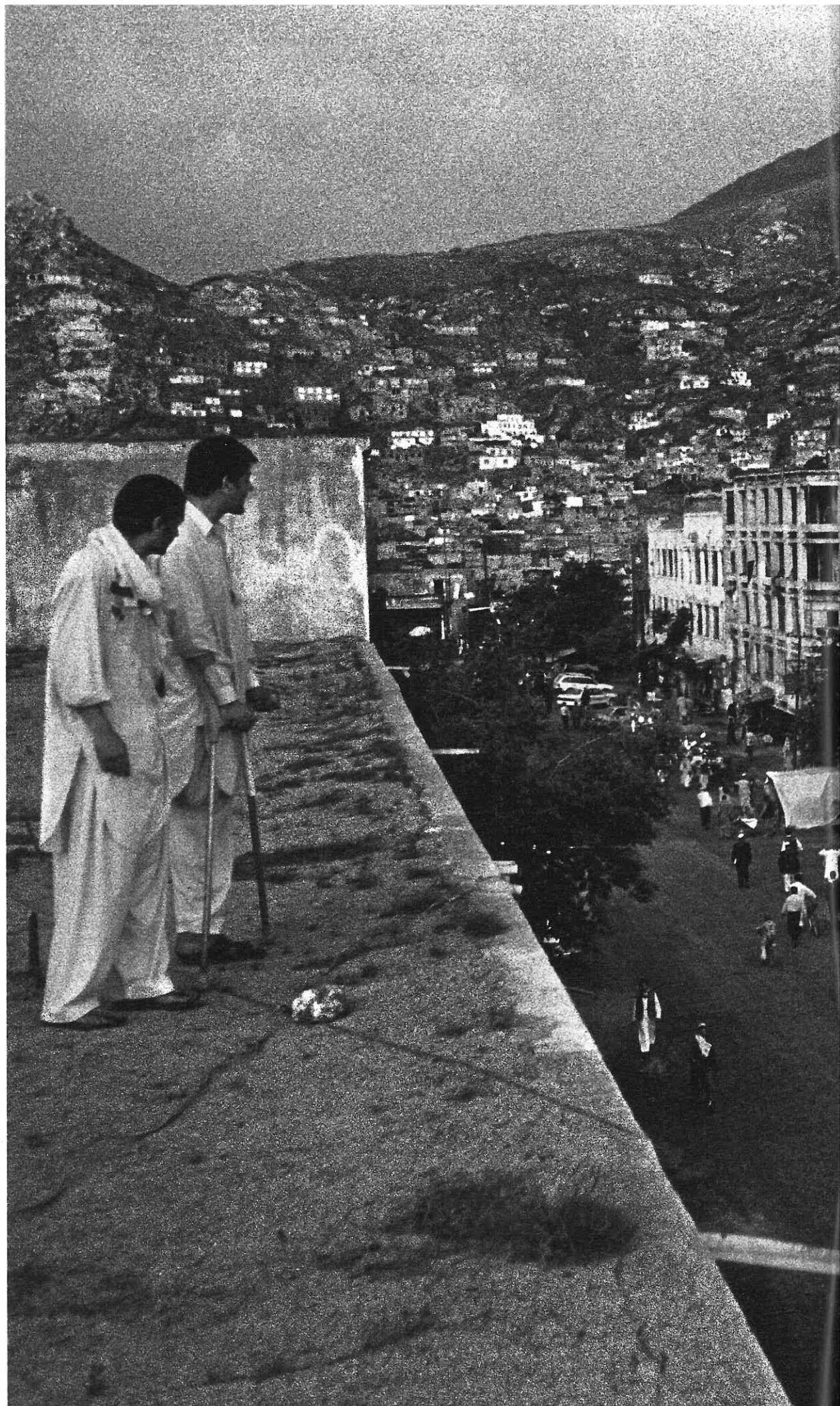
Afghanistan hat eine
neue Verfassung,
es ist jetzt eine isla-
mische Republik.
Im Oktober wählen
die Bürger erstmals
direkt ihren Staats-
präsidenten. Mit
55,4 Prozent der
Stimmen gewinnt
der Paschtune
Hamid Karzai.



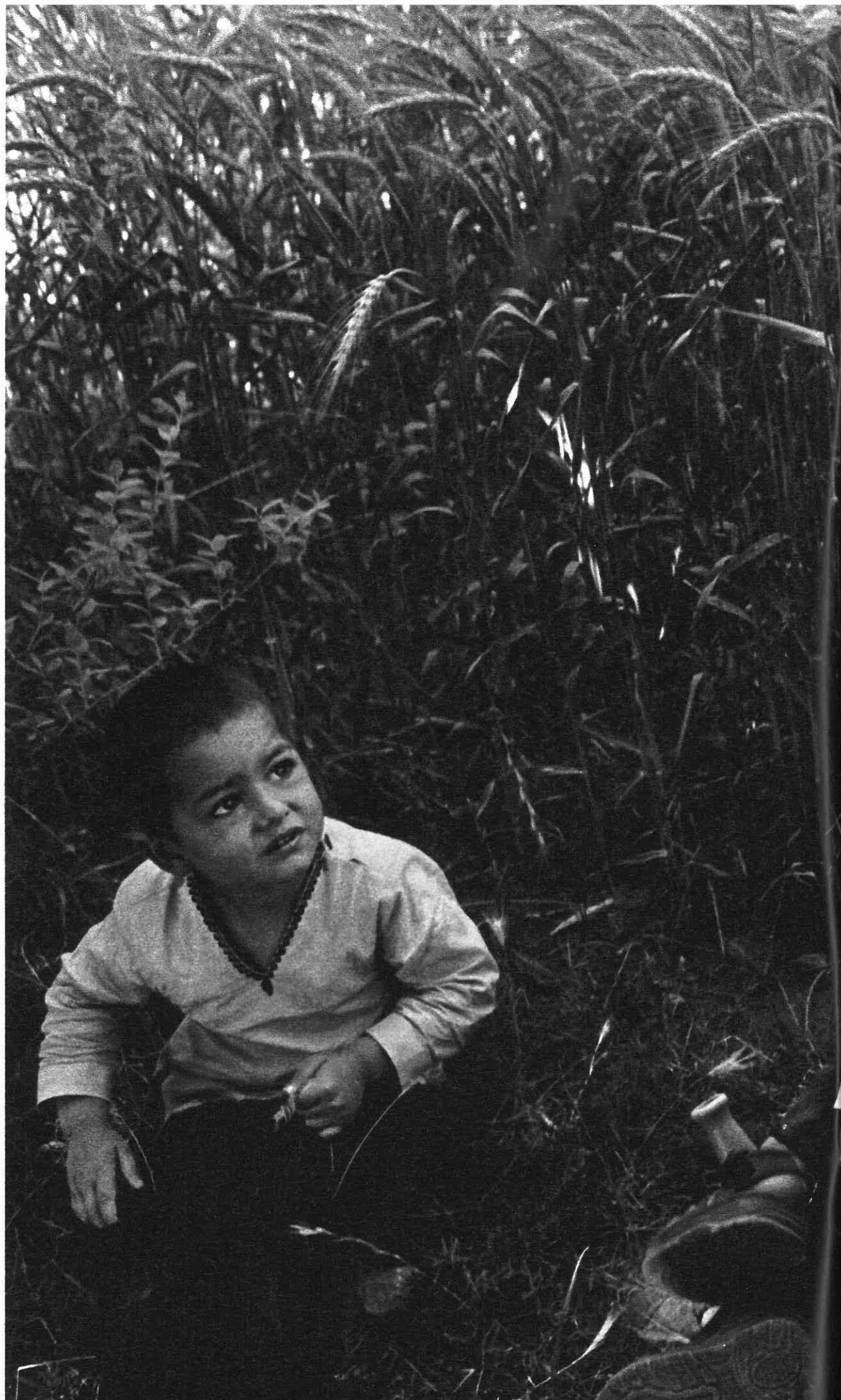
Farhuddin und Farhad sind aufs Dach ihres alten Hauses zurückgekehrt. Auf der Straße herrscht buntes Treiben. Aber die Brüder mögen den Ort nicht mehr, sie haben hier zu viel Blut gesehen

2007

Laut internationalen Konferenzbeschlüssen sollten alle illegal bewaffneten Gruppen aufgelöst sein. Doch nichts in Afghanistan läuft wie geplant: Das Parlament verabschiedet eine Amnestie für Kriegsverbrecher, die Weltbank stellt fest, dass drei Viertel aller Hilfgelder an der Regierung vorbeigeleitet werden, die Zahl der Bombenanschläge steigt.

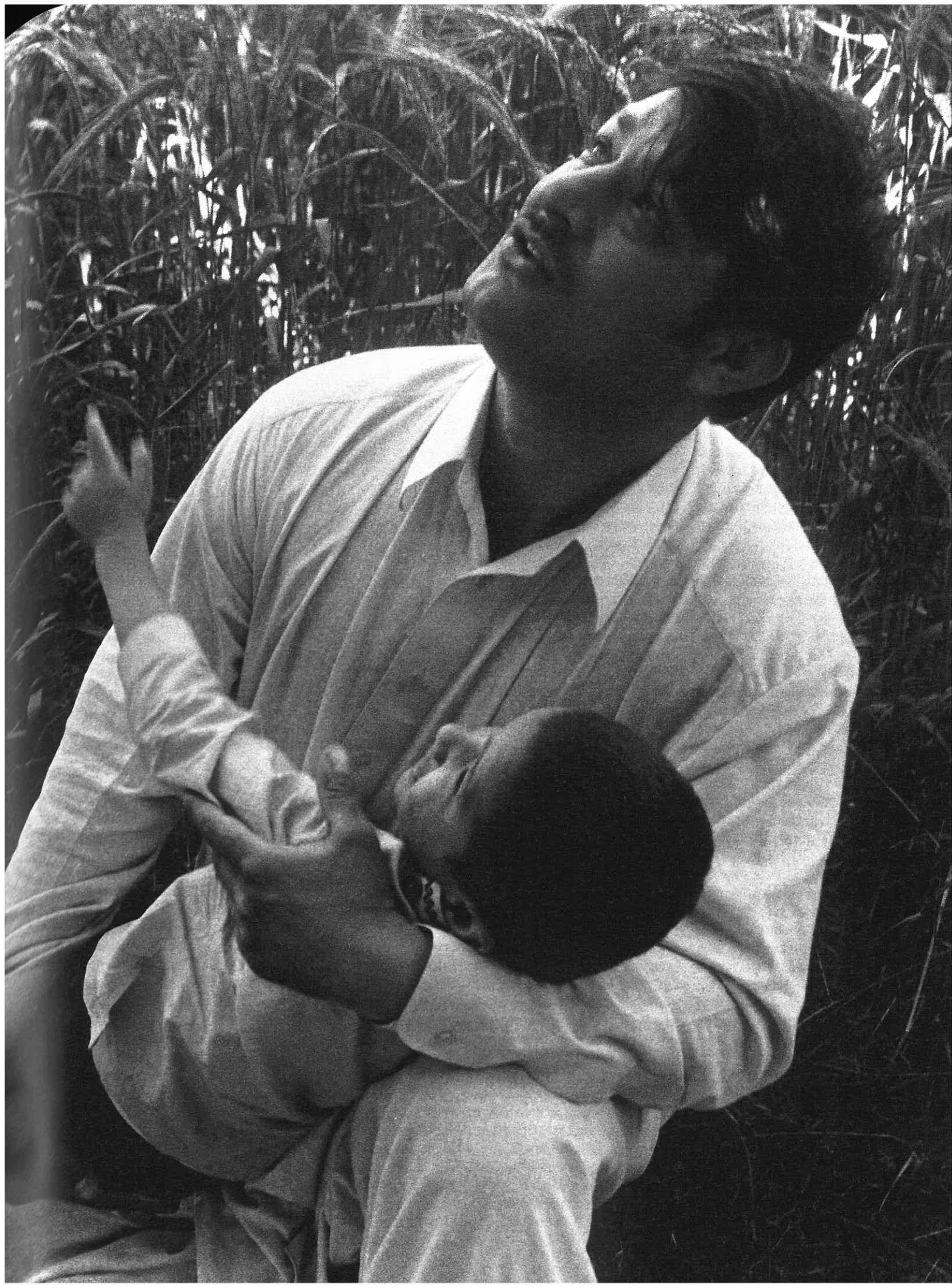


Am Rand eines
Kornfelds im
Dorf seiner
Schwiegereltern
spielt Farhuddin
mit seinen
Söhnen Behzad
(links) und Farzad



2009

Der Terror wird
Alltag, mehr als
1500 afghanische
Zivilisten sterben
durch Anschläge
von Islamisten.
Mehr als 100 Men-
schen werden
beim Bombarde-
ment zweier
Tanklaster nahe
dem deutschen
Feldlager Kunduz
getötet.



Von **JAN CHRISTOPH WIECHMANN** (Text)
und **SEAMUS MURPHY** (Fotos)

Sie waren mal fünf Brüder. Die fünf Brüder aus der Steinschneiderstraße, so nannte man sie. Sie lebten mit ihren Eltern in einer Einzimmerwohnung in Kabuls Altstadt. Jedes Jahr brachte die Mutter einen neuen Jungen zur Welt, bis sie nach der Geburt des Jüngsten starb. Da begann der Krieg.

Um ihre Geschichte zu verstehen, reicht schon eine Tasse Tee mit Farhuddin, dem Zweitjüngsten der fünf. Fragt man ihn nach seinem ältesten Bruder, sagt er: Sabur starb im Kampf gegen die Mudschaheddin.

Und der zweite?

Schukur starb im Kampf für die Mudschaheddin.

Der dritte?

Schahpur starb im Kampf gegen die Taliban.

Der vierte?

Das bin ich. Ich verlor mein Bein beim Granatenangriff der Hisb-e-islami-Miliz.

Und der jüngste?

Das ist Farhad. Der ist noch heil. Der will nur weg.

Farhuddin blickt einen dabei fragend an, fast hilflos. Wenn man so will, ist das nicht nur die Kurzfassung seiner Familiengeschichte. Es ist auch die Kurzfassung der Geschichte Afghanistans.

Farhuddin Badeli ist ein kräftiger Mann mit einem Gesicht, in das der Krieg so manche Kerbe geschnitten hat. Er sitzt barfuß auf dem Tresen seiner kleinen Werkstatt „Brothers Tailoring“ im Schneiderviertel von Kabul. Der Strom ist wieder mal ausgefallen und kein Arbeiter erschienen, aber er näht unverdrossen weiter an einem weißen Schalwar Qamiz, dem traditionellen afghanischen Gewand. Farhuddin schneiderte schon unter den Mudschaheddin und den Taliban und den Amerikanern, und sollten die Taliban wieder an die Macht kommen, wird er weiter-

machen. Er schneidert, weil er die Farben liebt. Aber auch, weil das Schneidern sein Überleben sichert. Weil es die einzige Konstante ist in 33 Jahren Krieg.

Der Schneider Farhuddin Badeli ist ein Fachmann in Sachen Krieg. Er wurde 1978 geboren, ein Jahr bevor die Sowjets in Afghanistan einfielen. Seitdem ist der Krieg nicht mehr gegangen. Aber für ihn ist Krieg nicht gleich Krieg. Er kennt ihn in unzähligen Schattierungen. Er hat ihn als Guerillakrieg und Bürgerkrieg erlebt, als Vielfrontenkrieg und Befreiungskrieg. Er kennt die unterschiedlichen Geräusche der Sturmgewehre und Gerüche der Streubomben. Man kann es auch so sagen: Er ist ein Insider des Krieges. Er kann ihn unterscheiden, wie der Botaniker 20 Sorten Tulpen unterscheiden kann.

Vor allem kennt Farhuddin den Krieg als Kraken. Der ihm nicht nur drei Brüder und ein Bein geraubt hat, sondern auch seine Schule, Wohnung, Freunde, seine Kindheit und Träume. Farhuddin ist im Krieg zu Hause wie andere im Dorf.

Die Geschichte der Familie Badeli ist nichts Besonderes in Afghanistan. Sie ist einzig besonders, weil sie so alltäglich ist. Man wüsste nichts von ihr, wenn der Fotograf Seamus Murphy 1994 nicht zufällig in die Steinschneiderstraße von Kabul geraten wäre. Es war auf dem Höhepunkt des Bürgerkriegs. Nach Abzug der Sowjets war das Land im Chaos versunken. Die Truppen der verschiedenen Milizen beschossen Kabul von den Hügeln der Stadt und verwandelten die 3000 Jahre alte Kulturmetropole in eine poröse Landschaft aus Häuserstümpfen und Lehmstaub.

Fast alle Bewohner entflohen damals der Altstadt – nur der pensionierte Kartograf Sami Badeli und seine Jungen nicht. Sie hatten kein Geld zur Flucht, und eine andere Bleibe wollte dem Witwer keiner geben. Also winkten sie Murphy herauf in das skelettierte Haus, und der Ire blieb ein paar Nächte.

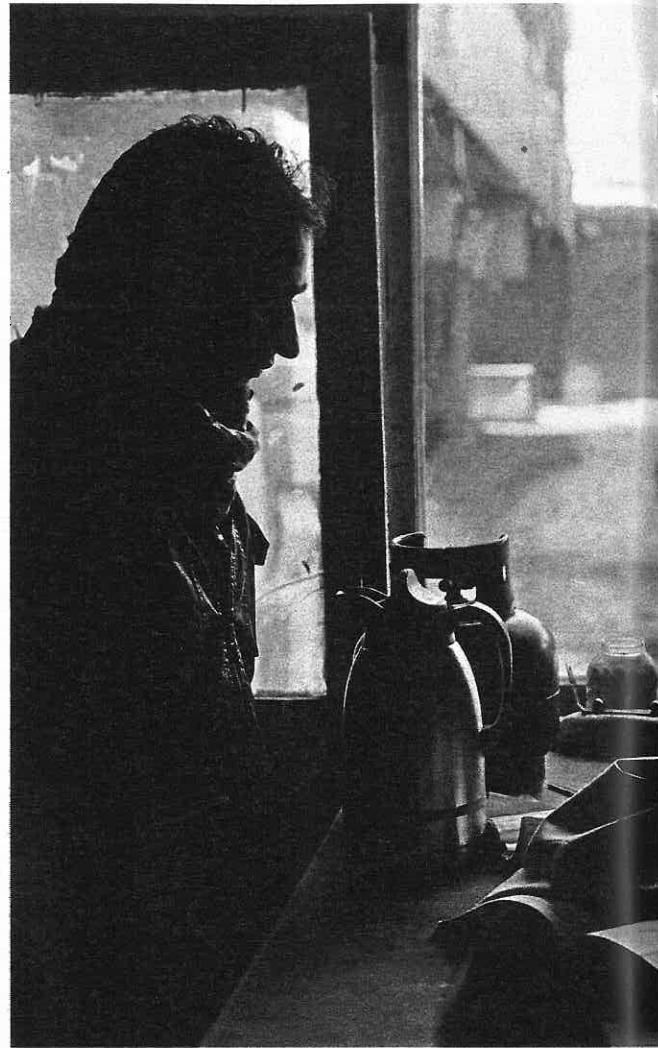
Richtig fortgegangen ist Murphy seitdem nicht mehr. Jahr für Jahr kehrte er zurück zu den Badelis und machte eindringliche Fotos. Erst, als sie noch zu fünf waren. Dann zu dritt. Zu zweit. Der Krieg fraß sich durch die Familie wie ein unersättliches Monster.

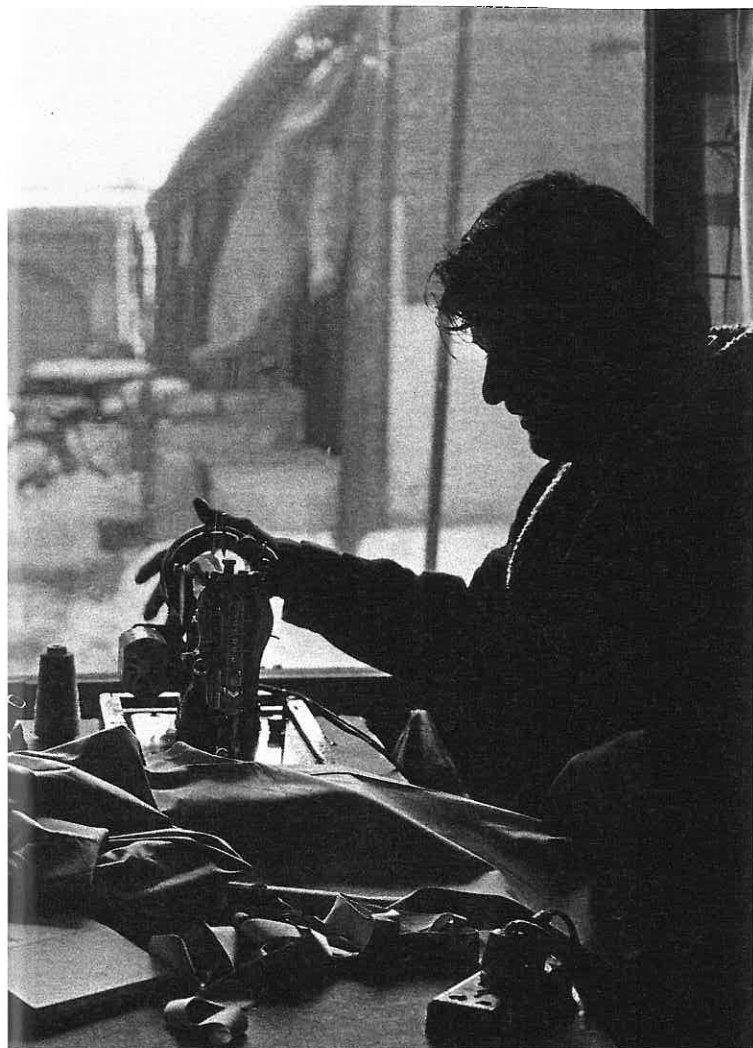
Als Erstes war Sabur gegangen, der Älteste, ein eher stiller, sensibler Junge. Er war vom kommunistischen Regime in die Armee eingezogen worden und diente der Sowjetunion wie so viele Afghanen als Kanonenfutter im Kalten Krieg. Sabur wurde in der Provinz Lugal von den Mudschaheddin erschossen, einer von 1,3 Millionen Afghanen, die wäh-

rend der sowjetischen Besatzung starben.

Als Nächstes nahm der Krieg Farhuddins Bein. Er verlor es mit 14, beim Brotholen. Er erinnert sich, dass die Granate neben der Bäckerei einschlug und sein gesamtes Bein aufriss. Dass ein alter Mann ihn und vier andere Opfer auf einen Ochsenkarren warf. Dass er die Zehen noch bewegen konnte, aber im Krankenhaus hatten sie keine Zeit für langwierige Behandlungen. Also sägten die Ärzte sein Bein ab, um Platz zu schaffen für die 200 anderen, die täglich auf ihre Amputationen warteten.

Farhuddin erzählt dies erstaunlich nüchtern, wie ein Unbeteilig-





Farhad besucht seinen Bruder Farhuddin in dessen kleiner Schneiderwerkstatt in Kabul. Es ist kalt, der Strom ist wieder mal ausgefallen

2012

Wegen eines verbrannten Korans kommt es im Februar zu wütenden Protesten gegen ausländische Soldaten. Die USA und ihre Verbündeten haben da schon beschlossen, bis 2014 abzuziehen.

ter. Ist er nicht wütend auf die Ärzte? „Nein, dafür haben sie andere gerettet“, sagt er. Aber er könnte doch sein Bein noch haben? Er blickt jetzt etwas erstaunt. Er mag die Frage nicht. Er sagt: „Wer den Krieg überlebt, ob ganz oder halb, ist gesegnet.“

Sechs Monate dauerte damals die Heilung des eiternden Beinestumpfs. Täglich wechselten Farhuddins Vater und Brüder die Verbände. Die Behandlung wurde teuer, Arbeit gab es in Kabul keine mehr außer als Krieger bei den Milizen. Wenn es bis heute so etwas wie eine Jobgarantie gibt, dann nur auf diesem ewig florierenden Wirtschaftssektor – dem Töten.

So beschloss Schukur, der Zweitälteste, dass er für die Familie Geld verdienen müsse. Er heuerte bei den Mudschaheddin unter General Mas'ud an. Der Vater verbot es ihm, hatte er doch seinen Ältesten im Feuer der Mudschaheddin verloren, aber Schukur ging trotzdem. „Er war mein großes Vorbild“, erzählt Farhuddin, „er war gewissenhaft und sehr ernst, er wollte Ingenieur werden.“ Einige Wochen hörten sie nichts, bis ein rauschgiftsüchtiger Kommandant mit grünen Augen die Nachricht überbrachte: Schukur ist tot, erschossen von den Taliban auf Patrouille nahe Qala-e Fatullah.

Da ging der Dritte, Schahpur, ein lustiger Junge, freiheitsliebend und albern, der Clown der Familie. Wie viele Afghanen war er in der Sowjetunion ausgebildet worden. Und wie viele Afghanen wechselte er nun die Seiten, um Geld zu verdienen. Wieder protestierte der Vater, wieder ging der Sohn, und wieder kam nicht er zurück, sondern der grünäugige Kommandant, er verkündete: Auch Schahpur ist tot, auch er erschossen von den näher rückenden Taliban, einer von 400 000 toten Afghanen des Bürgerkriegs zwischen 1991 und 1996.

Wie ganz Afghanistan schienen die Badelis immer auf der Seite der Verlierer, ein Spielball fremder Mächte, zerrieben zwischen den Fronten.

Nun war Farhuddin plötzlich der Älteste. Er fühlte sich verantwortlich, den Rest der Familie durchzubringen. Aber wie? Als Amputierter? Als einbeiniger Milizionär? Das Essen wurde knapp, der alte Vater schwächlich, sie zogen vom zweiten Stock des bröckelnden Hauses in den Keller, um den Mörserangriffen zu entkommen. Dort lasen sie im Licht einer Kerze den Koran, im Radio hörten sie BBC auf Persisch.

Farhuddin musste seinem Vater versprechen, niemals eine Waffe in die Hand zu nehmen. Er musste ihm außerdem versprechen, niemals die Knochen der Leichen auszubuddeln, um sie – wie andere

es machten – an pakistanische Seifenproduzenten zu verkaufen. Also humpelte Farhuddin durch die Trümmer und verkaufte Karotten und Kartoffeln, die er am anderen Ende der Stadt holte. Kam der grünäugige Kommandant vorbei, rauchte der Vater mit ihm Haschisch, um ihn davon abzuhalten, seine verbliebenen Söhne zu rekrutieren.

Für einige Stunden kehren die Brüder zurück in ihr altes, noch immer löchriges Haus in der Steinschneiderstraße. Der Handel auf der Straße ist wieder wuselig, Kinder verkaufen Heildüfte gegen den Teufel, Kriegswitwen in Burkas betteln um ein Stück Brot. Fast wirkt das Leben friedlich, doch die alten Häuser sind nur notdürftig geflickt, als traue die Stadt der Zukunft nicht. Von zwei Millionen Einwohnern im Jahr 1990 schrumpfte die Hauptstadt in sechs Jahren auf 200 000 und wuchs bis heute wieder auf 4,5 Millionen an. Keine Stadt der Welt wächst und schrumpft wie Kabul, im Rhythmus der Kriege.

Die Brüder sind nicht gern im alten Haus. Jeden Tag gingen wir beim Wasserholen an Leichen vorbei, murmelt Farhad. Farhuddin sagt: Ich habe den Geruch verblutender Menschen noch in der Nase. Farhad: Hunde spielten in der Straße mit einem Kopf. Farhuddin: Wir sprechen nie über den Krieg. Nichts Gutes kommt vom Erinnern.

Ihre Kriegserinnerungen enden in einsilbigem Gemurmel. Die Rückkehr an den Ort des Grauens verstärkt nur ihr Trauma. Farhad sagt: Wir versuchen lieber, fröhlich zu sein. Jeden zweiten Tag treffen wir uns zum Fröhlichsein. Es klingt wie ein Hobby – das Fröhlichsein. Er lacht nun etwas gequält. Farhuddin lacht nicht. Er trägt einen Blick, aus dem die Traurigkeit nicht weichen will.

So ist die Rollenverteilung: Farhad ist der Clown, Farhuddin der Ernste. Farhad vertritt seinen toten Bruder Schahpur, Farhuddin seinen toten Bruder Schukur. So halten sie die alte Familie zusammen. →

Damals in der Not, in der Enge des Kellers, lernte Farhuddin das Nähen. Ein alter Schneider brachte es ihm bei. Zunächst nähte er Knöpfe an, dann half er beim Bügeln, Stopfen, Maßnehmen. Es gab keine Polizisten, Lehrer und Politiker mehr im ausgemergelten Kabul, aber Kleidung brauchte man auch im Krieg. Er nähte flink und fleißig, von morgens bis in die Nacht, vom spärlichen Verdienst kaufte er Reis und Mehl. Nach 18 Monaten hatte er genug Geld für eine eigene Nähmaschine zusammen, eine indische Kallson. Da brachte er auch seinem jungen Bruder Farhad das Schneidern bei.

Als die Taliban 1996 nach Kabul einzogen, begann für Farhuddin der schlimmste Krieg, der Krieg der Barbaren gegen das eigene Volk, gegen das Menschsein an sich. Er passte sich den neuen Dekreten an, er schnaiderte in dunklen Farben, die Tuniken bis unter die Knie, die Hosen bis unter die Knöchel, jedoch niemals für Frauen (Dekret Nr. 15). Wie alle Männer ließ er sich einen Bart wachsen, in der Länge einer geballten Faust, wie festgeschrieben in Dekret Nr. 3 vom „Ministerium zur Förderung der Tugend und Ausradierung der Sünde“.

Er war nun Schneider in einem Land, in dem sich die Mode nicht nach Paris richtet oder der Tradition, sondern nach dem Regime.

Im Stillen jedoch rebellierte Farhuddin gegen die neuen Machthaber, die ihm seine Brüder genommen hatten. Er hielt sich nicht an Dekret Nr. 10 – „Verbot britischer und amerikanischer Frisuren“ – und ließ seine Haare wachsen. Er verweigerte den Turban. Er ging auch nicht zu den öffentlichen Hinrichtungen ins Ghazi-Stadion, zu denen Ansager aufriefen wie für eine Zirkusshow. Er hatte erlebt, wie die Taliban bei ihrem Einzug den alten Präsidenten Nadschibullah auf dem Ariana-Platz öffentlich aufgeknüpften, nachdem sie ihn kastriert hatten. Da schwor er, keinen Handstrich für die Barbaren zu tun.

Farhuddin hoffte damals, dass sein Vater das Ende der Taliban noch erleben würde, aber er starb plötzlich in der Nacht. Die Taliban hatten dem alten Mann auch die letzte Freude, das Rauchen, noch genommen. Er durfte keinen Drachen mehr steigen lassen (Dekret Nr. 7), keine BBC mehr hören, keine Musik (Dekret Nr. 2). Haschisch war ebenso verboten wie Kartenspiele, selbst das Aufhängen eines Familienfotos von Seamus Murphy (Dekret Nr. 8). Farhuddin sagt: Vater starb an den Taliban.

Er hat Angst, dass die Gotteskrieger bald nach Kabul zurückkehren. Wenn die Amerikaner ihre Truppen abziehen, werden die Taliban wieder die Macht ergreifen, glaubt er.

Was ist mit der Armee?

Die löst sich auf. Sobald die Soldaten keinen Sold mehr bekommen, hauen sie ab.

Und die Menschen?

Die werden ins Ausland fliehen, so schnell sie können.

Ohne Widerstand?

Warum kämpfen, kontert Farhuddin. Das haben wir 30 Jahre lang getan, und es hat nichts gebracht.

Würde er selbst kämpfen?

Nein, sagt er bestimmt, ich werde niemals eine Waffe in die Hand nehmen.

Er beschreibt da nicht nur seine eigene Kriegsmüdigkeit. Er beschreibt die Müdigkeit eines ganzen Landes.

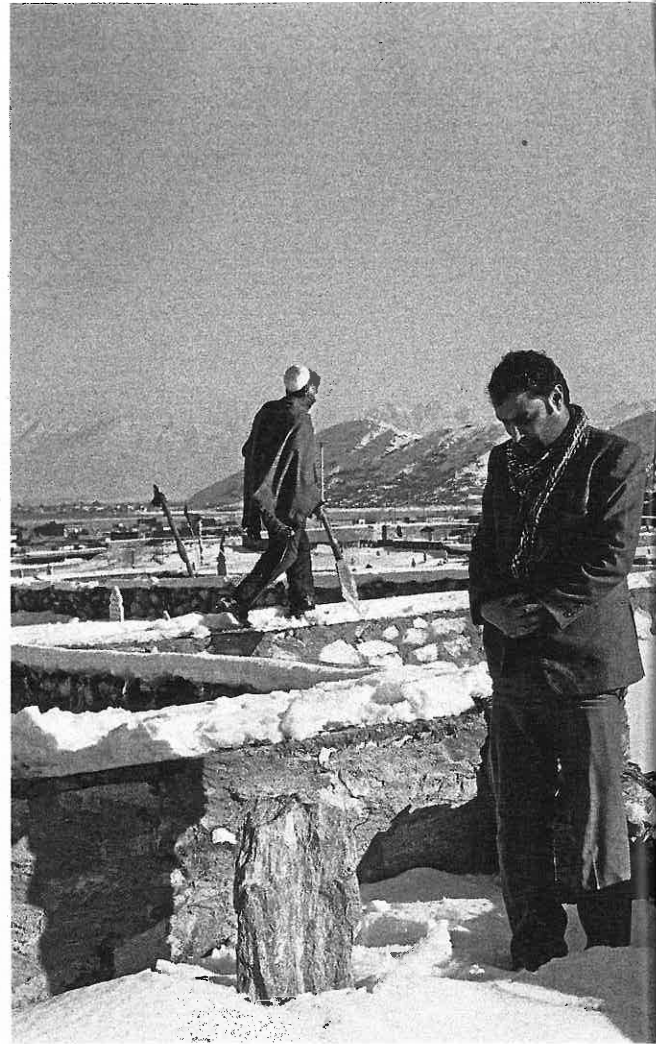
Nach dem Einmarsch der Amerikaner im November 2001 glaubte der Schneider, einen Ansatz von Frieden erleben zu dürfen, etwas Unbeschwertheit, vor allem Ruhe. Für ihn waren die Nato-Angriffe der bisher beste Krieg, eine Art Befreiungskrieg. Der Handel kehrte zurück, die Menschen feierten, er ging damals andächtig an Krücken durch die Straßen und lauschte den Kindern, die zum ersten Mal wieder Musik hörten. Ich fühlte mich wie ein freier Mann, erzählt er, wie frisch aus dem Gefängnis. Er schnaiderte nun engere Kleider und brachte fröhliche Farben in den Alltag zurück – Blau,

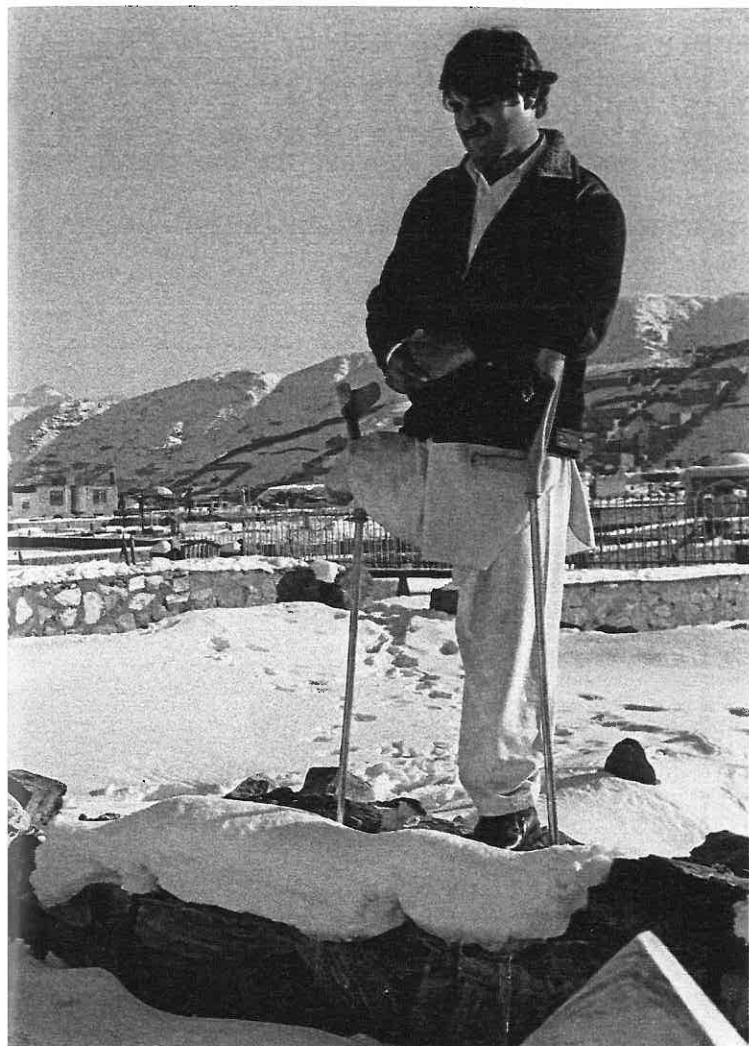
Beige, Weiß –, getrieben von einer unstillbaren Sehnsucht nach Sinnlichkeit. Er bekam einen Großauftrag des Innenministeriums, lehnte jedoch ab. Ich arbeite für mich, sagt er, nicht für eine Regierung.

Farhuddin erinnert sich nicht mehr genau, wie lange die Waffenpause hielt, ein paar Monate, vielleicht ein Jahr. Die Kämpfe in der Stadt blieben aus, dafür kamen die Selbstmordattentäter, die Sprengfallen. Sie zerstörten das Einkaufszentrum, das Hotel Intercontinental, die indische Botschaft. Die Taliban töteten auch seinen besten Freund Wais. Es begann – 2004 – ein neuer

Krieg, hinterhältig und feige, weil der Tod aus dem Nichts kommt, als Bombe unter dem Kleid. Der Feind steht nicht mehr auf den Bergen, sondern neben einem in der Menge.

33 Jahre hat der Krieg nun sein Leben bestimmt und einen neuen Menschen geformt, einen Kriegsmenschen. Der Krieg trainiert die Sinne, das Denken, das ganze Sein. Es beginnt schon beim Weg zur Arbeit. An diesem Morgen kommt die Meldung, dass vier Selbstmordattentäter auf dem Weg nach Kabul sind. Farhuddin meidet bestimmte Plätze und Routen, dort, wo er Offizielle und Ausländer wähnt,





Farhuddin und Farhad beten am Grab ihres Vaters und ihrer Brüder auf einem Hügel über Kabul. An dem klaren Wintertag sind in der Ferne die Höhenzüge des Hindukuschs zu sehen

Militärkonvois und Menschenmassen. Der Kriegsmensch hört und sieht anders. Er taxiert die Menschen in seiner Nähe. Er sucht den Horizont nach Explosionswolken ab. Er umfährt den Tod wie andere den Stau. Er horcht nicht dem Singen der Vögel, sondern den Schritten der Täter.

Normalerweise gehen Kinder durch Entwicklungsphasen. Farhuddin ging durch Kriegsphasen. Wenn sie ihm eine Lehre brachten, dann diese: Der Krieg kommt immer wieder. Er ist wie Jahreszeiten, ein Gesetz der Natur.

Das Schneidern hat ihn überleben lassen, sagt er. 1200 Afghanen

2012

Während der sowjetischen Besatzung starben nach Schätzungen 1,3 Millionen Afghanen, während der 1990er Jahre 400 000, seit der US-Invasion 2001 rund 20 000. Das ist die Bilanz von 33 Jahren Krieg.

nimmt er für einen Anzug, etwa 20 Euro. Er hat sich auf die Karzai-Mode spezialisiert, runde Kragen, elegante Tuniken. Immerhin wurde der Präsident von Star-Designer Tom Ford zum schicksten Mann der Welt erklärt. Aber ein Gewand für Karzai würde er nie schneiden. Er mag korrupte Politiker nicht. Seinen Widerstandskampf führt er im Stillen, mit den Stichen seiner Nadel.

Nach dem Tod seines Vaters hat Farhuddin geheiratet und eine Familie gegründet. Am Stadtrand hat er sich ein kleines Haus gebaut. Er hat violette Vorhänge geschneidert und die Wände aprikosenfarben gestrichen, ans Bett stellt er rosafarbene Kunstrosen. Je düsterer die Tage, desto größer seine Begierde nach Farben und Wärme.

An einem Freitag, dem Ruhetag, kommt Farhad mit seinen beiden Kindern vorbei. Farhad hat das Schneidern inzwischen aufgegeben und filmt Hochzeiten. Das macht mehr Spaß, findet er. Die Brüder balgen mit ihren Söhnen, sie streicheln sie zärtlich, kochen ihnen Essen, schneiden ihre Kleidung. Sie sind wie Mütter zu ihnen. Sie sagen: Wir haben nie etwas anderes gelernt. Unser Vater war auch unsere Mutter.

Es gibt für sie keinen stärkeren Lebenstrieb als diesen: Sie wollen ihr Vater sein.

Farhuddin hofft, dass seine Kinder lesen und schreiben lernen, anders als er. Dass seine Söhne zur Universität gehen und Ingenieure werden. Und was hofft er für seine kleine Tochter Fizuza? Da überlegt er etwas länger. „Sie soll bis zur zwölften Klasse in die Schule gehen.“ Nicht länger? „Nein, das muss reichen.“

Später kommen ein paar Schneider zum Kartenspielen vorbei. Sie sitzen eng zusammen auf dem Teppich, in der Mitte Farhuddin, dieser kräftige Mann, der doch so fragil wirkt. Sie spielen um Geld, was die Taliban mit einem Monat Haft bestrafen würden (Dekret Nr. 9). Sie fragen, ob man Alkohol mitgebracht habe. Sie reißen derbe

Witze über die Taliban wie Engländer über Schotten. Ein schlanker, femininer Mann versorgt sie mit Tee, er ist eine Art Muse. Da sitzen acht Männer, die zocken und sich tätscheln, als wollten sie die letzten Tage in Freiheit genießen.

Farhuddin Badeli ist nur ein einfacher Schneider, das betont er. Aber er kennt sein Land. Für die Zukunft sieht er schwarz. Viele Afghanen sind aus dem Exil zurückgekommen, vielleicht wollten sie anfangs wirklich am Neuaufbau mitwirken, aber nun saugen sie das Land aus.

Die mehr als 50 Milliarden Euro, die über UN und Nato ins Land fließen, zweigen Politiker und Beamte ab und bauen sich Häuser in Neu Delhi und Dubai. Sie plündern die Gegenwart, um in Zukunft wegzukommen. Sie werden nicht nur das Geld mitnehmen, sondern auch Bildung und Intelligenz, das Rückgrat jeder zivilisierten Gesellschaft.

Für Farhuddin sind sie nicht anders als die Briten, Sowjets, Iraner, Pakistaner, die Afghanistan immer als Objekt der eigenen Begierde gesehen haben.

Wohin würde er fliehen?

Wohin sollte ich?, fragt er und zeigt auf seinen Beinstummel. Ich schneidere dann für die Übriggebliebenen, nur für die Taliban nicht.

Und Farhad?

Der geht als Erster, egal, wohin.

Dann bist du, Farhuddin, der letzte Bruder.

Dann bin ich der letzte. Ich gehe nicht.

Bevor er stirbt, würde Farhuddin gern einmal Frieden erleben. Er ist 33 und hat ihn noch nie in seinem Leben kennengelernt. Er stellt ihn sich ruhig vor, erlösend, irgendwie hellgrün. Wenn er Frieden nähen müsste, würde er die Landkarte Afghanistans aus hellgrünem Stoff nähen. Ich habe die Hoffnung, diesen Frieden eines Tages kennenzulernen, sagt er, und es klingt wie die Begegnung mit einem mysteriösen Fremden aus einer fernen Welt. ✕

Stark. Stolz. Und se

Die Briten haben uns wunderschöne OLYMPISCHE SPIELE beschert. Der *stern* zeigt die emotionalsten



FOTO: LAURENCE GRIFFITHS/CETTY IMAGES

Papa selig:
der Engländer Nick
Dempsey, seine
Söhne Thomas-Flynn
(links) und Oscar
und die Silbermedaille
im Windsurfen

hr fröhlich

Bilder und ungewöhnliche Medaillenspiegel





Abgehoben: der Ire Michael Conlan nach einem Sieg im Fliegengewicht



Vier glückliche Dritte: Das weiß-russische Team freut sich über Bronze im Kajak-Sprint



Urschrei: Der Russe Iwan Nifontow hat gerade den Japaner Takahiro Nakai besiegt – und Bronze im Judo gewonnen

Triumphgefühle

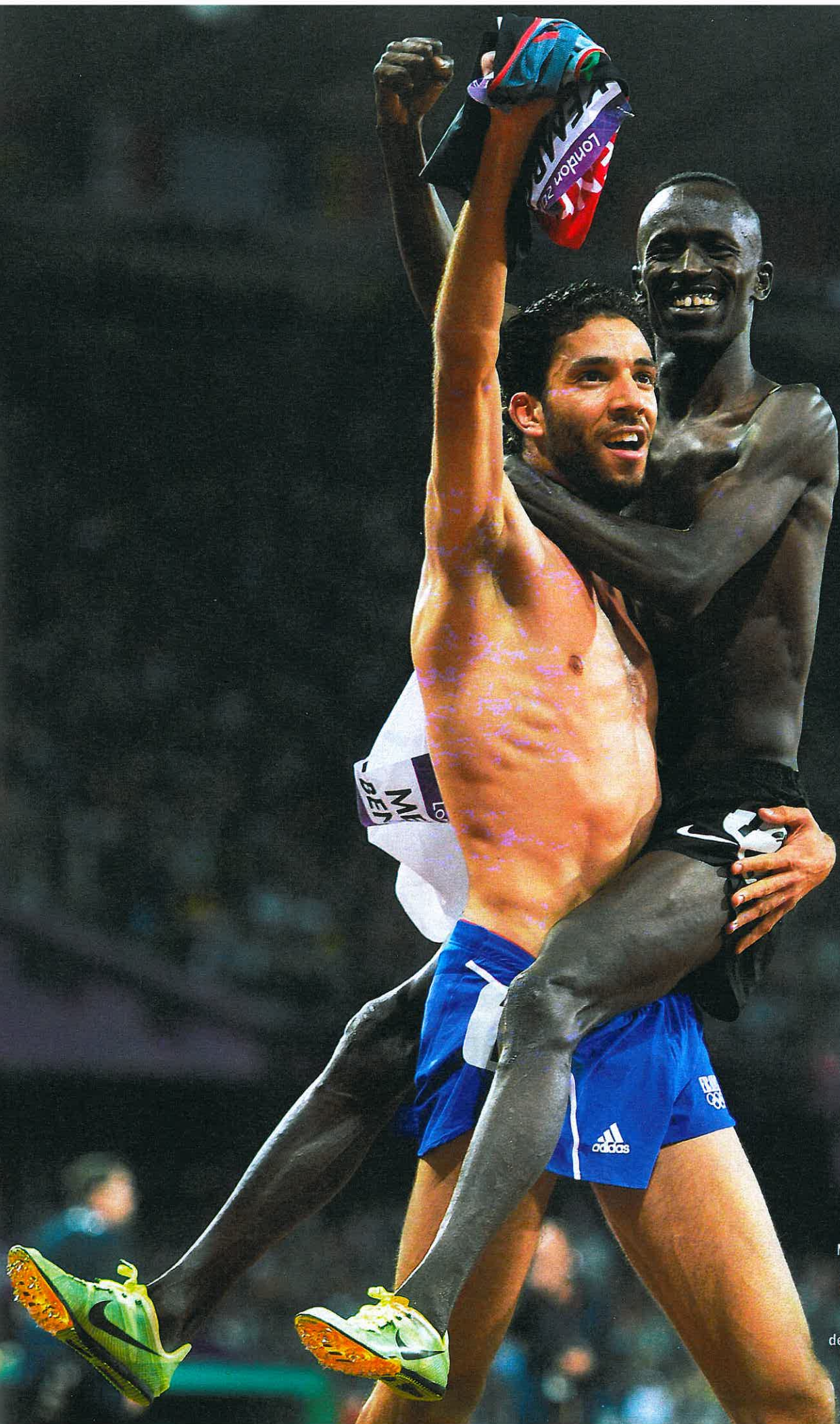
Die jüngste Siegerin in einer Einzeldisziplin war Ruta Meilutyte aus Litauen. Die 15-Jährige schwamm über 100 Meter Brust zu Gold.

Der älteste Sieger war Sergej Martynow aus Weißrussland. Der 44-Jährige gewann das Liegendschießen mit dem Gewehr.

Der erfolgreichste Athlet in London war der amerikanische Schwimmer Michael Phelps. Er gewann vier Gold- und zwei Silbermedaillen.



Küsschen. Alter: Die Deutschen Kurt Kuschela und Peter Kretschmer holten Gold im Zweier



Konkurrenten?
Freunde!
Silber-Gewinner
Mahiedine Mekhissi-
Benabbad (Frank-
reich) feiert seinen
Bezwinger über
3000-Meter-Hin-
dernis – den Kenianer
Ezekiel Kemboi

Wenn nichts mehr geht

118 Frauen starteten beim Marathon,
11 kamen nicht ins Ziel.

Von den 105 männlichen Läufern erreichten
20 das Ziel nicht.

Mehr als 200 kenianische Marathonläufer
schafften die Olympia-Norm. Nur drei
der besten Männer durften in London starten,
keiner von ihnen gewann die Goldmedaille.



Knapp genug: Beim Triathlon gewinnt die Schweizerin Nicola Spirig (oben) nach zweistündigem Wettkampf mit wenigen Zentimetern vor Lisa Norden (Schweden)



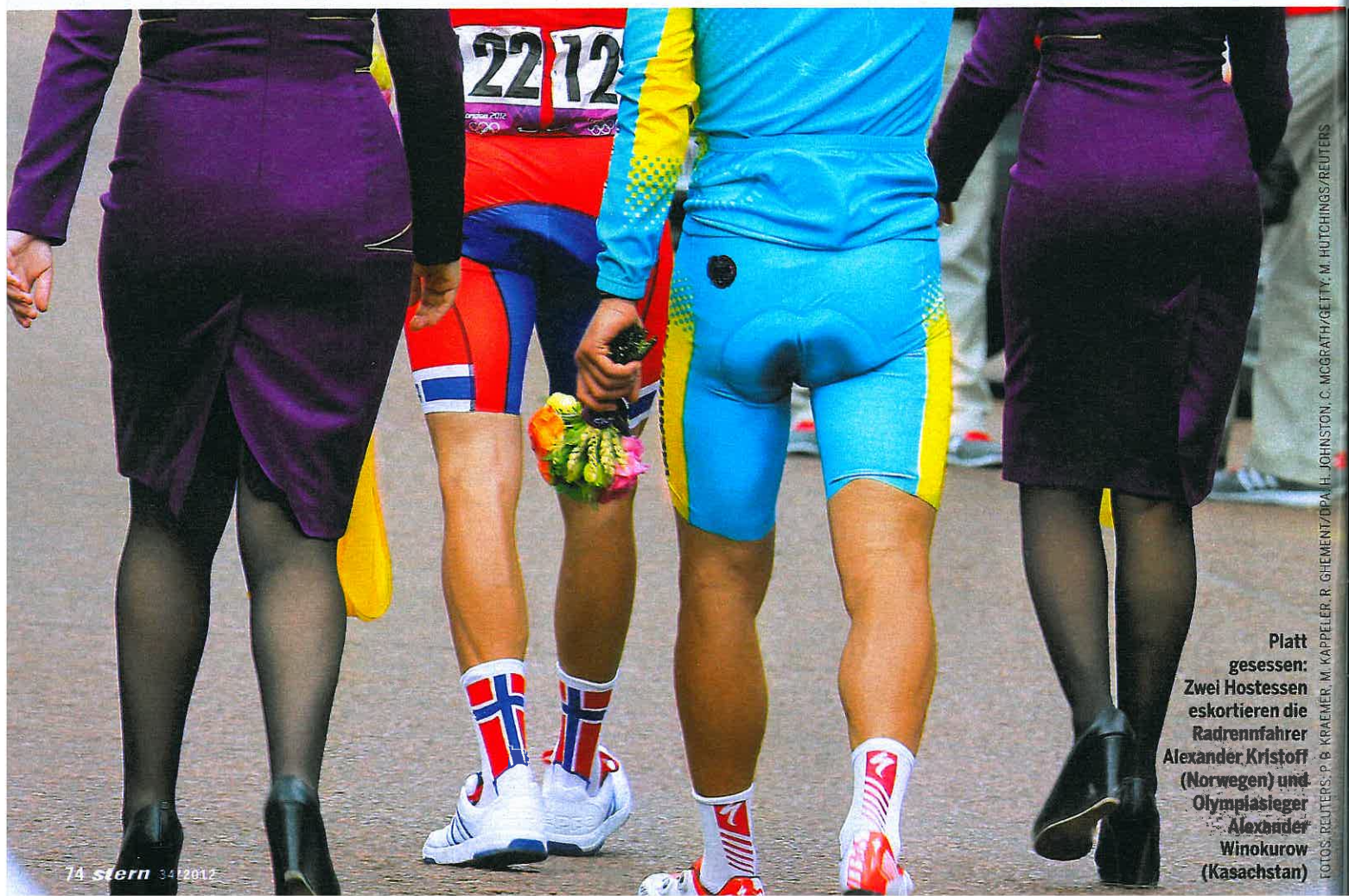
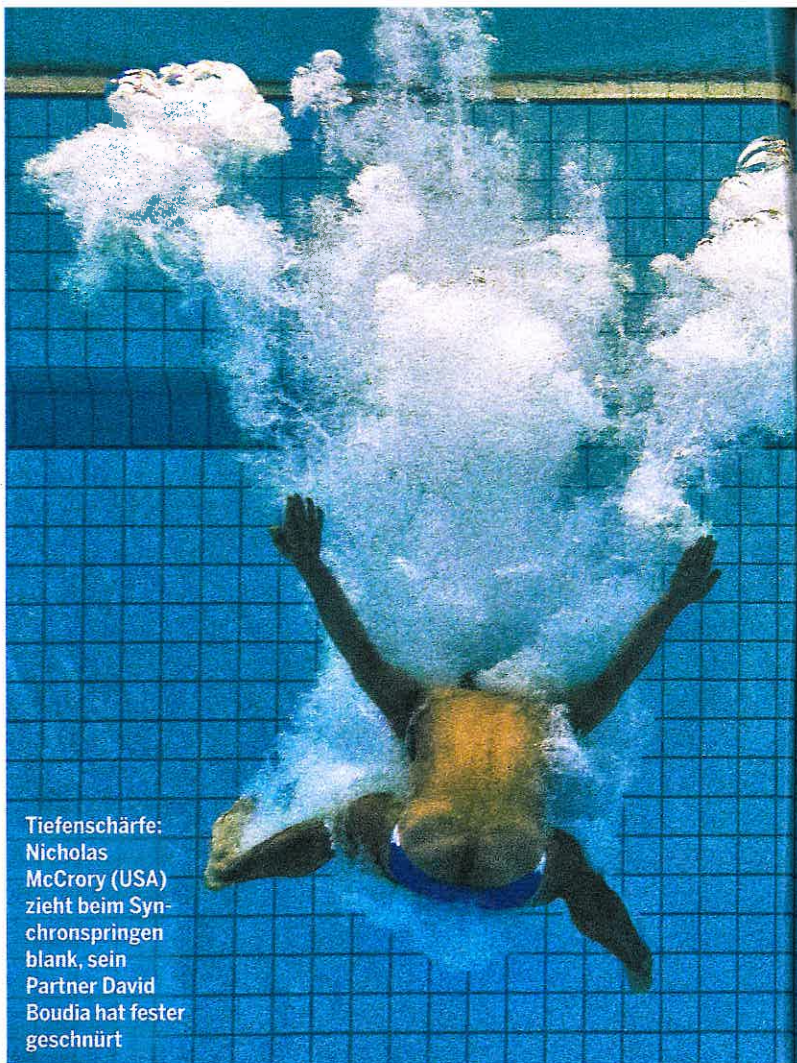
Olympische Vielfalt

Beifall für Hamadou Djibo Issaka: Der Sportler aus dem Niger rudert erst seit drei Monaten – im Einer-Vorlauf kam er zwei Minuten nach dem Sieger ins Ziel.

Entspannt im Sattel: Beim Vielseitigkeitsreiten war der Japaner Kenki Sato am Start – ein buddhistischer Mönch.

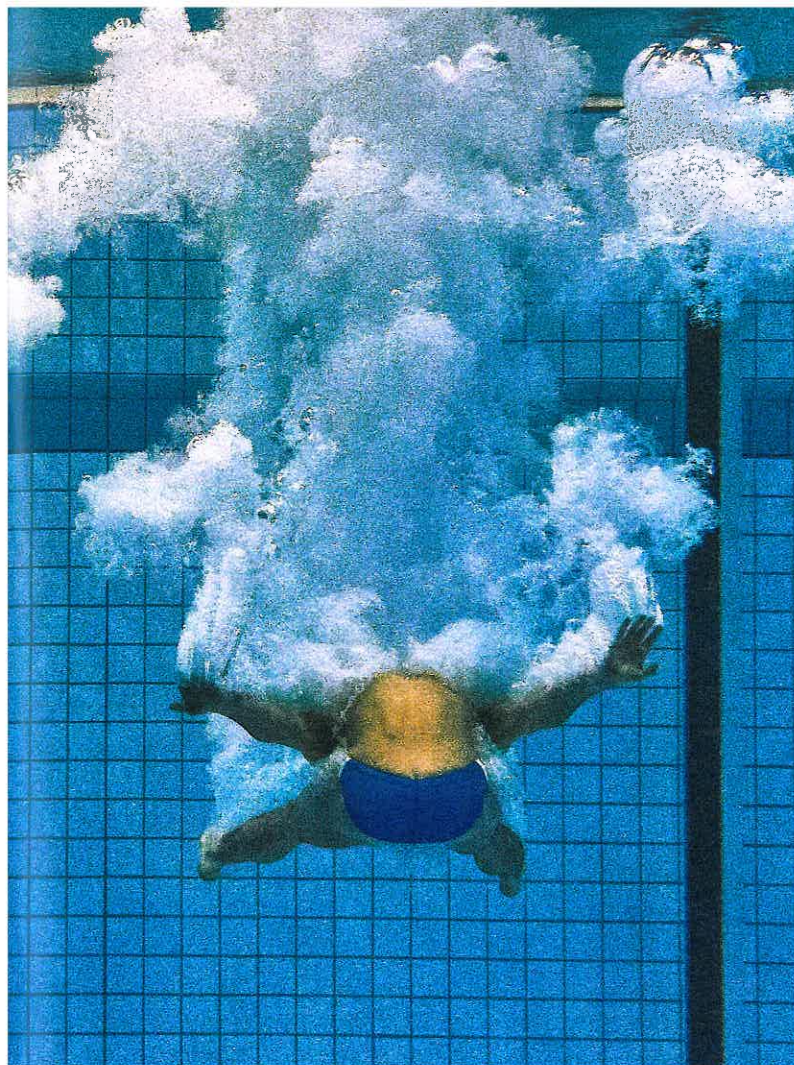
Der brasilianische Judoka Felipe Kitadai duschte mit seiner Bronzemedaille. Sie fiel ihm aus dem Mund und zerbrach.

Tiefenschärfe: Nicholas McCrory (USA) zieht beim Synchronspringen blank, sein Partner David Boudia hat fester geschnürt



Platt **gesessen:** Zwei Hostessen eskortieren die Radrennfahrer Alexander Kristoff (Norwegen) und Olympiasieger Alexander Winokurow (Kasachstan)

FOTOS: REUTERS: P. & KRAEMER, M. KAPPELER, R. GHEMENT/OPA, H. JOHNSTON, C. MCGRATH/GETTY, M. HUTCHINGS/REUTERS



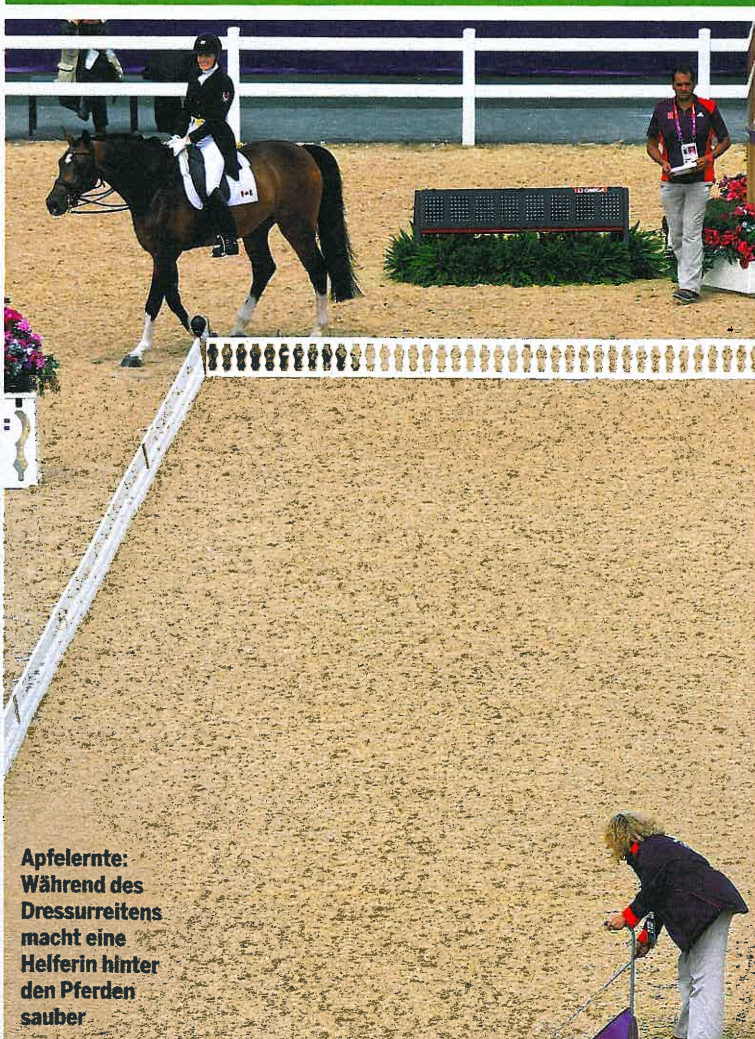
Lichtgestalten:
Chieko Sugawara (Japan)
und Sophie Troiano (Groß-
britannien)
fechten um
Platz sieben



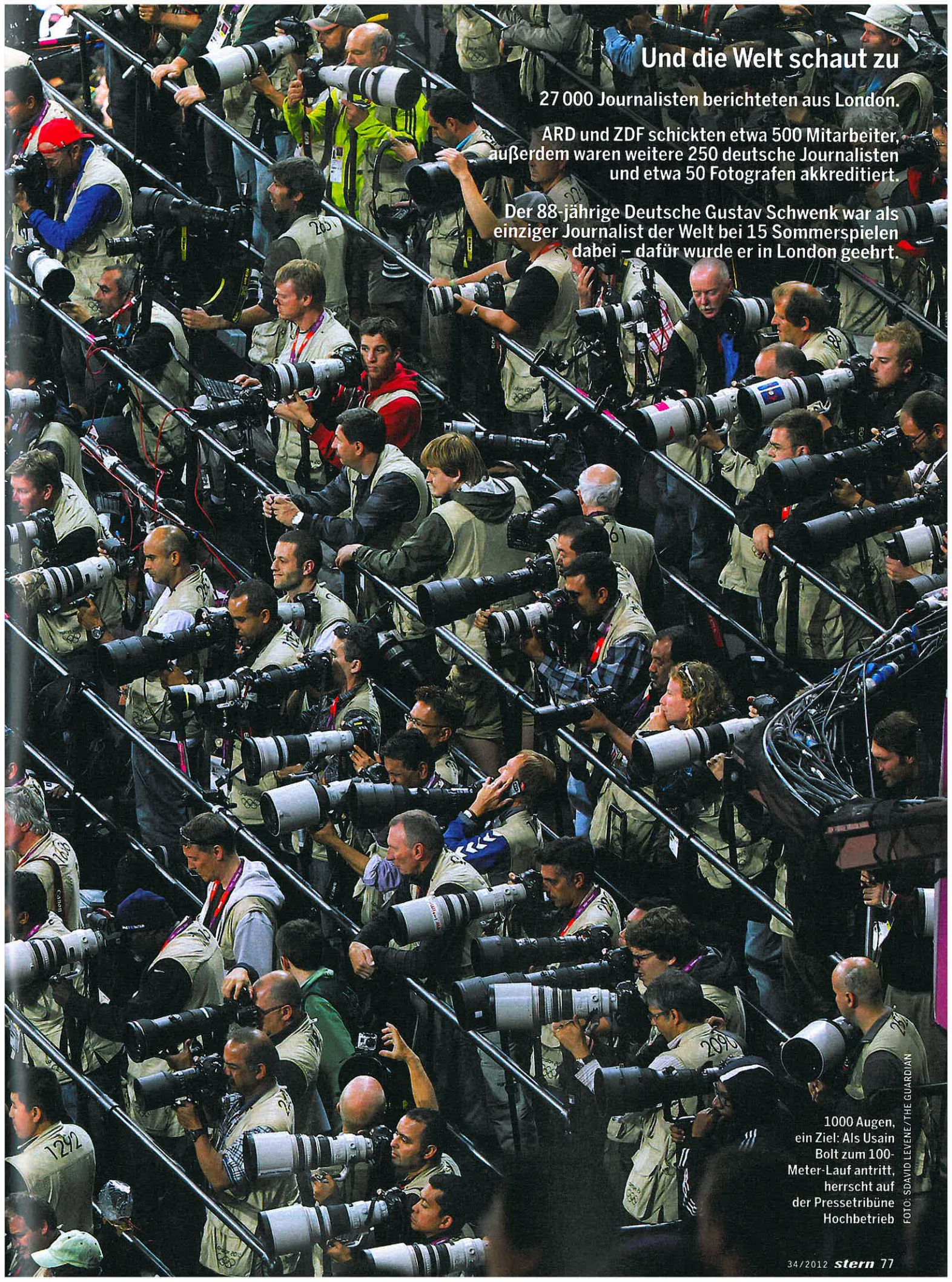
**Schnelle
Scheibe:** Ein
ferngesteuerter
Mini bringt einen
Diskus zurück
zum Wurfring



Hände hoch:
Im Viertelfinale
des Basketball-
Turniers reckten
sich Australie-
rinnen und
Chinesinnen
nach dem Ball



Apfelernte:
Während des
Dressurreitens
macht eine
Helferin hinter
den Pferden
sauber

A high-angle, close-up photograph of a dense crowd of photographers at a sports event. They are all holding long, white telephoto lenses on tripods, pointing them towards the left side of the frame. The photographers are wearing various clothing, including light-colored vests with Olympic rings logos and dark jackets. The scene is filled with the repetitive pattern of camera lenses and tripods, creating a sense of intense focus and competition.

Und die Welt schaut zu

27 000 Journalisten berichteten aus London.

ARD und ZDF schickten etwa 500 Mitarbeiter, außerdem waren weitere 250 deutsche Journalisten und etwa 50 Fotografen akkreditiert.

Der 88-jährige Deutsche Gustav Schwenk war als einziger Journalist der Welt bei 15 Sommerspielen dabei – dafür wurde er in London geehrt.

1000 Augen, ein Ziel: Als Usain Bolt zum 100-Meter-Lauf antritt, herrscht auf der Pressetribüne Hochbetrieb

FOTO: DAVID LEVENE/THE GUARDIAN

Das britische Sommermärchen



Der englische Autor QUENTIN LETTS erklärt, wie aus depressiven Londonern begeisterte Olympioniken wurden. Und warum sie jetzt Robert Harting lieben

Holla, was für eine Überraschung: Die Spiele in London waren ein Erfolg! Wie Minenarbeiter stehen wir Briten nun da und blinzeln ins Tageslicht. Die Spiele sind ohne organisatorische Peinlichkeit über die Bühne gegangen? Sogar ohne diplomatischen Patzer von Prinz Philip, dem politisch so unkorrekten Gatten der Königin? Und – um Himmels willen: Wir haben sogar ein paar Medaillen gewonnen? Unsere harten Ostlondoner Cockneys würden sagen: „Da hau mich doch einer mit dem Staubwedel um!“

Es mag in der deutschen Philosophie eine schöne Tradition des ewigen Pessimismus geben, aber in den vergangenen Jahrzehnten waren wir Briten die Weltklasse-Fatalisten. Was schiefgehen konnte, ging schief. Versagen war unser Standard. Dazu unser scheußliches Wetter. Unser Essen. Kein Wunder, dass wir alle zu Stoikern wurden.

Unsere Wirtschaft keuchte voran wie die schlechte Kopie eines Trabants auf der Autobahn. Unsere Fußballer schieden immer wieder beim Elfmeterschießen aus. Danach konnte man seine Uhr stellen: Endrunde, Verlängerung, und dann rannte einer unserer überbezahlten Helden Richtung Ball, rutschte auf etwas Schlamm aus und semmelte das Ding in die Ränge.

Und nun finden wir uns auf dem olympischen Siebertreppchen wieder. Wir scheinen unterhaltsame und gute Spiele organisiert zu haben. Die Wörter „Großbritannien“ und „Erfolg“ stehen im selben Satz. Für uns Eingebore-

rene ist dies ein sehr seltsames Gefühl, nicht unähnlich dem ersten Kitzler kurz vor dem Niesen.

Was für eine schwirrende Begeisterung gab es bei diesen Spielen! Die Stadien wurden zu Kathedralen des sonnigen Optimismus – sogar während der Londoner Regen fiel. Es war so viel gute Stimmung in der Luft, fast konnte man die Zahnpasta aus den Werbefilmen riechen, in denen auch immer alle nur gute Laune haben.

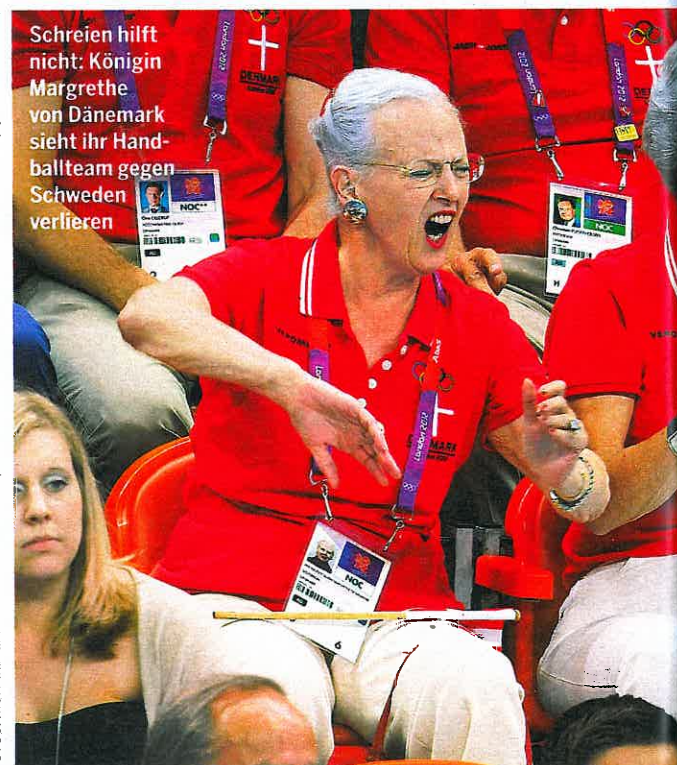
Wir hatten natürlich gehört von den leicht schwindelerregenden Gefühlen, die in Deutschland ausgebrochen waren – damals, 2006, bei eurem gefeierten Sommermärchen. Deutschland schien wie benetzt mit Liebe und guter Laune. Natürlich haben wir niemals geglaubt, dass sich so etwas wiederholen ließe in unserem skeptischen Großbritannien. Wir lagen falsch. Wir haben unseren eigenen Sommernachtstraum erlebt. Und jetzt warten wir in unserer Ekstase auf nackte nordische Nymphen, die von schelmischen Elfen hinter Eichen gejagt werden.

Bei anderen Olympischen Spielen gab es zu wenige Zuschauer (Atlanta), oder sie waren zu verhalten (Peking) oder zu betrunken vom Ouzo (Athen). Die Londoner dagegen standen zu Tausenden an jeder Marathon- und Fahrradstrecke. Sie haben sich heiser geschrien. Sie haben geklatscht, bis die Hände wehtaten. Und sie haben sich endlich einmal nicht betrunken.

Man muss kein Schüler von Sigmund Freud sein, um daraus Lehren über das britische Unter-



Die Königin der Spiele: Queen Elizabeth zeigte sich oft und ungewohnt offen



Schreien hilft nicht: Königin Margrethe von Dänemark sieht ihr Handballteam gegen Schweden verlieren

FOTOS: RICHARD GARDNER/REX FEATURES; JEFF MITCHELL/GETTY IMAGES; ABACA/REFLEX (3); ABACA; CATHAL MCNAUGHTON/REUTERS



Einmal Royal,
immer Royal:
Prinzessin
Beatrice (r.)
mit Mama
Fergie



Schreien hilft:
Gustaf und Silvia
von Schweden
sehen ihr
Handballteam
gegen Dänemark
gewinnen



Kiss me, darling:
Monacos
Charlene zieht
die Goldmedaille
ihrem Mann
Albert vor



Go Britain, go:
königlicher
Dreiklang mit
Kate, William
und Harry

bewusstsein zu ziehen. Ich glaube, dass dieser Überschwang eine Reaktion auf die Finanzkrise war. Wir wollten sie vergessen, das gräuliche Ding.

Was war es schön, endlich einmal Hurras zu hören. Und die Freudenrufe kamen ohne britischen Sarkasmus aus. In Monty Pythons „Das Leben des Brian“ beginnt der gekreuzigte Mann zu pfeifen und singt: „Always look on the bright side of life.“ Diesmal haben wir es ernst gemeint.

Für viele meiner Landsleute war dies eine befreiende Erfahrung. Lange Zeit wurden Briten, die den Union Jack schwenkten, mit einer gewissen Vorsicht betrachtet. Sie galten als exzentrisch oder gefährlich nationalistisch. Die Olympischen Spiele und davor das diamantene Jubiläum der Königin haben dieser Zaghaftheit ein Ende bereitet. Union Jacks flatterten nicht nur in Stadien, sondern an Autofenstern, Häusern und in Gärten überall in unserem Königreich. Wir haben festgestellt, dass es nicht falsch sein kann, auf unser Land stolz zu sein. Und dass dies nichts mit Fremdenfeindlichkeit zu tun hat – einige unserer Medaillengewinner sind Migranten.

Und bedeutet all dies auch etwas für Europa? Vielleicht. Die blaue Sternenflagge der Europäischen Union war nirgendwo zu sehen. Die Idee eines föderalen Europas bewegt ganz sicher keine britische Seele – und ich vermute, dies gilt auch für den Großteil des Kontinents von Rotterdam bis zur Spitze von Sizilien. Lasst uns →

Die Letzten können die Ersten sein

Die Unseren haben versagt? Quatsch! Man muss MEDAILLENSPIEGEL nur immer wieder neu sortieren – bis am Ende auch mal die Deutschen gewinnen



Ohne Gerät

	G	S	B
1. USA	29	22	20
2. Russland	18	11	18
3. China	15	10	11
4. Großbritannien	7	4	7
5. Japan	6	7	14
6. Frankreich	6	4	8
7. Jamaika	4	4	4
8. Südkorea	4	4	1
9. Kuba	4	2	4
10. Iran	3	2	2
38. Deutschland	0	3	3

Zu diesen Sportarten zählen etwa Schwimmen, Laufwettbewerbe, Bodenturnen und Kampfsportarten wie Judo und Ringen. Die Medaillen im Modernen Fünfkampf wurden nicht berücksichtigt.



Mit Gerät

	G	S	B
1. China	23	16	12
2. Großbritannien	22	12	12
3. USA	17	7	9
4. Deutschland	11	16	11
5. Südkorea	9	4	6
6. Italien	7	7	6
7. Russland	6	15	14
8. Ungarn	6	2	1
9. Australien	5	7	9
10. Frankreich	5	7	4
26. Japan	1	7	3

Zu diesen Sportarten zählen etwa Fechten, Gewichtheben, Tennis, Fußball, Rudern und sämtliche Turmdisziplinen außer Bodenturnen – aber auch Reiten und Speer- und Diskuswurf. Die Medaillen im Modernen Fünfkampf wurden nicht berücksichtigt.



Bauchfrei

	G	S	B
1. USA	25	15	12
2. Russland	11	9	7
3. China	11	6	8
4. Frankreich	4	2	1
5. Äthiopien	3	0	2
6. Australien	2	7	4
7. Südafrika	2	2	0
8. Niederlande	2	1	1
9. Ungarn	2	0	1
10. Kroatien	2	0	0
11. Deutschland	1	3	2

Wertung nach Medaillen, die bei Wettbewerben gewonnen wurden, die in knappen Outfits bestritten werden. Zu diesen Sportarten zählen etwa Schwimmen, Beachvolleyball und die Frauenwettbewerbe der Leichtathletik. Die Medaillen im Modernen Fünfkampf wurden nicht berücksichtigt.



Bedeckt

	G	S	B
1. Großbritannien	12	3	4
2. Südkorea	11	4	5
3. Italien	7	5	4
4. China	5	7	8
5. USA	4	3	5
6. Deutschland	3	5	6
7. Russland	3	3	5
8. Frankreich	2	5	7
9. Kuba	2	2	1
10. Japan	1	5	4
11. Rumänien	1	3	0

Wertung nach Medaillen, die bei Wettbewerben mit weitgehender Körperbedeckung gewonnen wurden. Zu diesen Sportarten zählen etwa Fechten, Reiten und Judo. Die Medaillen im Modernen Fünfkampf wurden nicht berücksichtigt.



Jüngere Athleten

	G	S	B
1. China	7	4	4
2. USA	6	3	3
3. Russland	2	4	6
4. Südkorea	2	1	0
5. Großbritannien	2	0	2
6. Nordkorea	2	0	0
7. Frankreich, Südafrika	1	1	0
9. Aserbaidschan	1	0	2
10. Kolumbien	1	0	1
Deutschland	0	0	0

Nationenwertung basierend auf Medaillen, die von Athleten bis 20 Jahren gewonnen wurden. Diese Auswertung basiert auf Einzelmedaillen. Team-Wettbewerbe wurden nicht einbezogen.



Ältere Athleten

	G	S	B
1. Großbritannien	4	2	1
2. USA	4	1	8
3. Südkorea	4	1	1
4. Russland	3	2	4
5. Schweiz	2	1	0
6. Frankreich	2	0	2
7. Tschechien	2	0	0
8. Deutschland	1	6	1
9. China	1	3	1
10. Polen, Ungarn, Kenia, Slowenien	1	1	1

Nationenwertung basierend auf Medaillen, die von Athleten ab 30 Jahren gewonnen wurden. Diese Auswertung basiert auf Einzelmedaillen. Team-Wettbewerbe wurden nicht einbezogen.



Drinne

	G	S	B
1. China	36	23	17
2. USA	28	13	18
3. Russland	15	20	21
4. Großbritannien	11	5	10
5. Südkorea	10	8	5
6. Japan	7	12	15
7. Frankreich	7	8	9
8. Italien	5	7	8
9. Kuba	5	2	5
10. Kasachstan	5	1	5
21. Deutschland	1	7	7

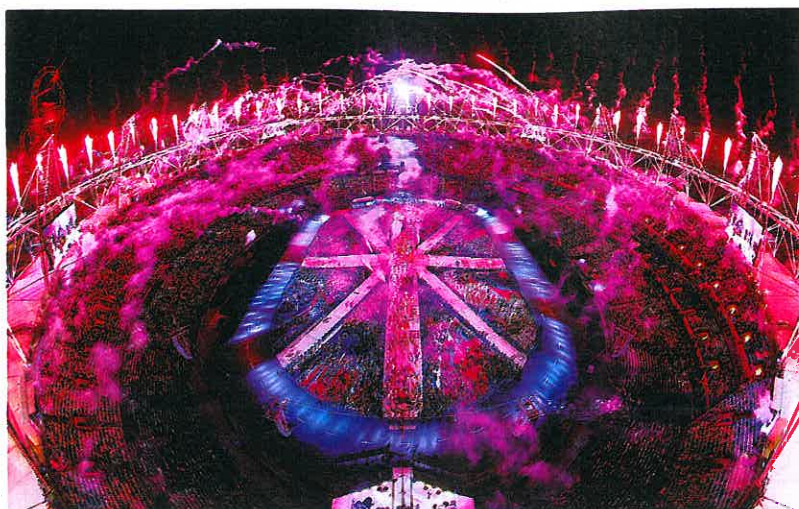
Nationenwertung basierend auf Medaillen, die bei in Hallen ausgetragenen Wettbewerben gewonnen wurden. Die Medaillen im Modernen Fünfkampf wurden nicht berücksichtigt.



Draußen

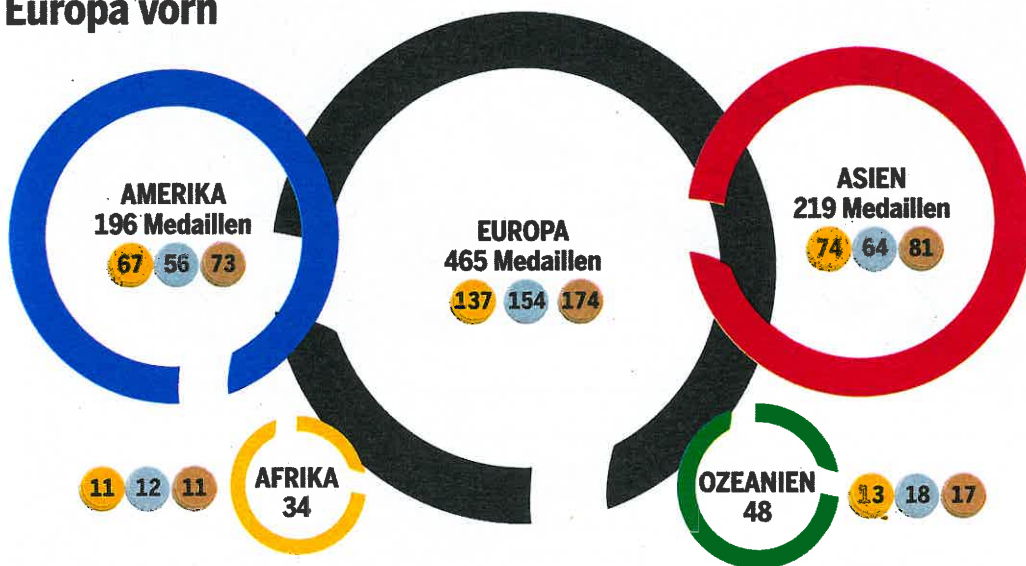
	G	S	B
1. USA	18	16	11
2. Großbritannien	18	11	9
3. Deutschland	10	12	7
4. Russland	9	6	11
5. Neuseeland	6	2	3
6. Australien	5	8	4
7. Ungarn	5	2	1
8. Jamaika	4	4	4
9. Frankreich	4	3	3
10. Niederlande	3	5	4
16. China	2	3	6

Nationenwertung basierend auf Medaillen, die bei im Freien ausgetragenen Wettbewerben gewonnen wurden. Die Medaillen im Modernen Fünfkampf wurden nicht berücksichtigt.



Groß, Britannien!
Die Schlussfeier
stand in ihrer
Schönheit den
Spielen in nichts
nach

Europa vorn



Große Männer

	G	S	B
1. USA	10	10	6
2. Großbritannien	8	3	6
3. China	4	2	4
4. Frankreich	4	2	1
5. Ukraine	3	2	1
6. Ungarn	3	0	2
7. Deutschland	2	6	6
8. Iran	2	3	2
9. Südkorea	2	3	1
10. Russland	2	2	5
20. Japan	1	0	3

Nationenwertung basierend auf Medaillen, die von Männern mit einer Körpergröße ab 1,80 Metern gewonnen wurden. Team-Wettbewerbe wurden nicht einbezogen.



Kleine Frauen

	G	S	B
1. China	8	8	4
2. USA	5	4	8
3. Großbritannien	5	3	2
4. Japan	4	3	3
5. Äthiopien	3	0	2
6. Kasachstan	3	0	1
7. Südkorea	3	0	0
8. Australien	2	2	1
9. Frankreich	2	1	2
10. Nordkorea	2	0	1
28. Deutschland	0	2	0

Nationenwertung basierend auf Medaillen, die von Frauen unter 1,70 Metern gewonnen wurden. Diese Auswertung basiert auf Einzelmedaillen. Team-Wettbewerbe wurden nicht einbezogen.



Erster!

	G	S	B
1. Deutschland	6	2	1
2. Großbritannien	5	6	4
3. USA	5	2	2
4. Australien	3	4	2
5. Neuseeland	3	1	2
6. Ungarn	2	2	0
7. Niederlande	1	1	2
8. Italien	1	1	0
9. Dänemark, Südkorea	1	0	2

Nationenwertung basierend auf Medaillen, die draußen bei Team-Wettbewerben mit Gerät gewonnen wurden. Zu diesen Sportarten zählen Bogenschießen, Beachvolleyball, Kanu, Fußball, Hockey, Rudern, Segeln und Tennis (nur Teamwettbewerbe – außer Mixed).

zurückschrecken vor nationalistischem Protektionismus, aber lässt uns den Stolz auf unsere eigenen Länder bewahren!

Außerdem haben diese Spiele gezeigt, wie sehr wir Briten geliebt werden wollen. Wir sind die ungezogenen Kinder Europas, die zu allem Nein sagen und von den Präsidenten François Hollande und José Manuel Barroso frostige Blicke ernten. Doch während der vergangenen zwei Wochen waren wir eifrige Gastgeber, sehr bedacht darauf, optimistisch zu sein, schwungvoll und, vor allem: keine Inselaffen. Ostlondon hallte wider vor lauter internationaler Heiterkeit. Wir haben nicht nur unsere Athleten bejubelt. Wir waren fast genauso begeistert über die Athleten anderer Länder. Der deutsche Diskuswerfer Robert Harting wurde wie wild gefeiert, als er nach seinem Sieg sein Trikot zerriss wie der unglaubliche Hulk aus der Fernsehserie. Unbescholtene englische Ladys verschluckten ihre Lollipops, als sie Herrn Hartings herrliche Haxen zu Gesicht bekamen. Groarr! Und dann sprang er noch über ganz viele Hürden. Macht ihn zum Ehrenbritten, sofort. Wir lieben ihn!

Es war ein Wahnsinn. Und dann erschien bei der Schlussfeier die Band Madness und sang „Our House“, von unserem Haus: „Darin sind jede Menge Leute, es ist immer was los, und normalerweise wird es ganz schön laut.“ Dann krachte das Feuerwerk. Und es wurde still. Schade.

Aus dem Englischen übertragen von Cornelia Fuchs

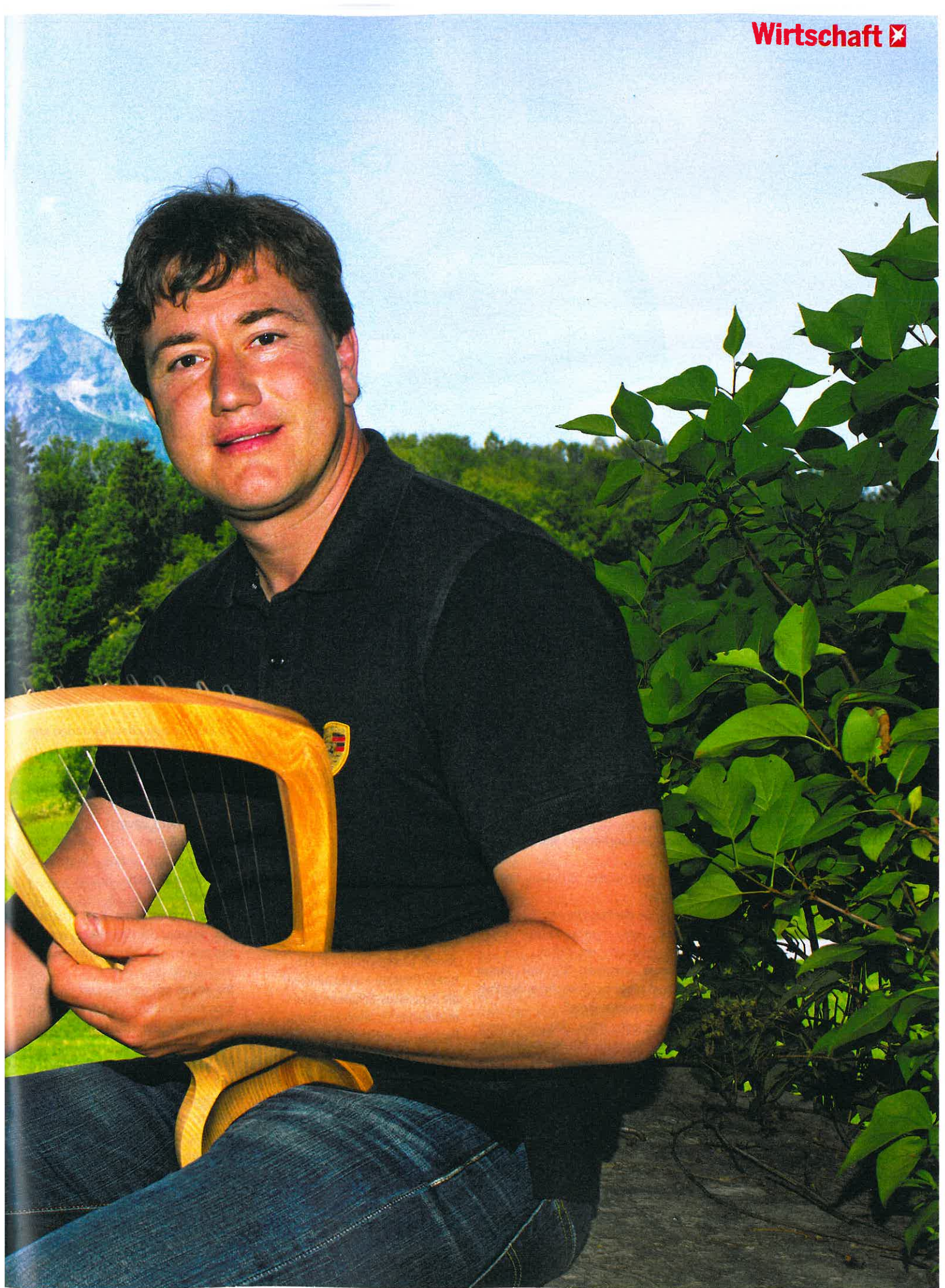


Peter Daniell Porsche, Milliardär und Waldorflehrer

Er gehört zum Clan der mächtigen Familien Porsche und Piëch. Sie kontrollieren die Volkswagen AG, den größten Autokonzern Europas. Im *stern* spricht der 38-Jährige über sein schwieriges Verhältnis zum Patriarchen Ferdinand Piëch, gefährlichen Größenwahn von Managern und **GEHEIME FAMILIENVERTRÄGE**, in denen fast alles geregelt wird – von der Heirat bis zum Tod



Keine Angst,
Gefühle zu zeigen:
Nach dem Gespräch
singt Peter Daniell
Porsche ein Lied
und spielt Leier
dazu. Im Hintergrund
St. Jakob am Thurn
und der Untersberg
bei Salzburg





Interview **NORBERT HÖFLER**,
Fotos **MICHAEL TRIPPEL**

Herr Porsche, Ihr Urgroßvater erfand den VW-Käfer, Ihr Großvater Ferry baute den ersten Porsche. Ihr Onkel Ferdinand Piëch kontrolliert den größten Autokonzern Europas. Und Sie?

Ich bin Waldorflehrer, Musiktherapeut, Landwirt, Tischler, Schlosser...

...und reicher Erbe und Poet...

...und Vater von vier Kindern und glücklicher Ehemann...

...und Besitzer des Biogasthauses „Schützenwirt“ in St. Jakob, in dem wir Sie zu diesem Gespräch treffen. Ich interessiere mich für viele Dinge.

Schon vor 20 Jahren haben Sie ein Solarauto gebaut...

Ja, das war ein altes Piaggio-Dreirad, das ich zum Solarelektromobil umgebaut habe. Da war ich 18, in der 12. Klasse an der Waldorfschule in Salzburg.

Wie weit konnten Sie damit fahren? Bei Sonnenschein etwa 40 Kilometer. Zum Aufladen brauchte es fünf volle Sonnentage, weil ich sehr wenig Solarzellen montiert hatte.

Ihre Waldorflehrer waren sicher baff?

Von mir wurde so etwas fast erwartet.

Weil Sie ein Porsche sind?

Nein, weil meine Lehrer wussten, dass ich gern tüftle.

Warum arbeiten Sie mit Ihrem Talent nicht bei Porsche in der Entwicklungsabteilung?

Die Frage habe ich mir auch schon gestellt. Ich verstehe technische Zusammenhänge. Wenn die Firma hier in Salzburg wäre, würde ich dort vielleicht arbeiten. Nach Stuttgart will ich nicht umsiedeln.

Wie würde denn heute ein Auto von Ihnen aussehen? Wir haben Zeichenpapier und Stifte mitgebracht.

Wie viel Zeit habe ich dafür?

Während des *stern*-Gesprächs skizziert Peter Daniell Porsche mit wenigen Strichen ein „praktisches Auto“. Die Ähnlichkeit mit dem VW-Käfer ist nicht zufällig

ZUR PERSON

Peter Daniell Porsche, 38, hat ein Milliardenvermögen geerbt. Aus den Erträgen finanziert er soziale, pädagogische und kulturelle Projekte – unter anderem die Paracelsus-Schule im österreichischen St. Jakob am Thurn. Porsche ist verheiratet, hat vier Kinder und lebt auf einem Bauernhof nahe Salzburg. Er schrieb Bücher und Gedichtbände, u. a. „Das große Buch der Schulstreiche“ (Kulturverlag Polzer). Am 27. August erscheint seine Biografie „Es gibt noch mehr im Leben als Autos bauen“, Verlag Hanser, 19,90 Euro

So viel Sie brauchen, wir reden einfach weiter.

Er zeichnet.

Womit wird das Auto angetrieben? Auf keinen Fall mit Benzin oder Diesel. Mein Favorit ist die Wärme der Sonne. Ich würde das Fahrzeug mit einer Warmluftpumpe antreiben.

Wie bitte?

Ich denke an eine Kombination mit einem Stirlingmotor, damit nutzt man die Wärmeenergie, die im Umfeld ist.

Sie wollen mit warmer Luft fahren? Das sind Technologien, die noch schweigen, die still sind, die keine Lobby haben.

Für Laien – wie funktioniert das?

Die einfache Variante geht so: Ein Motorkolben ist von Luft umgeben; wird unten Wärme zugeführt, dehnt sich die Luft rasch aus, der Kolben bewegt sich nach oben. Das Gas kühlt ab, der Kolben bewegt sich im Doppelkolben-System wieder nach unten. Der Motor läuft. Die notwendige



Für manche Jungs ersetzt er zuweilen den Vater: Beim Rundgang mit dem *stern* durch die Schule fordert ein Junge Porsche zum Kräfteressen heraus

Energie dafür kommt aus der Umgebung. So wie bei einer Wärmepumpe im Heizungskeller. Ich bin an dieser Idee dran. Einige Experten haben mir gesagt: Das geht nicht. Aber vielleicht ist es so ähnlich wie bei meinem Urgroßvater, dem haben die Ingenieure damals auch gesagt, das geht nicht, als er den Käfer entwickelt hat.

Er legt seine Autoskizze zur Seite. Fertig. Sie sehen, das Auto hat klare Linien. Ich mag es so einfach. Mein Urgroßvater und auch mein Großvater waren sehr puristisch. Ich bin das auch. Das heißt, ich möchte von den Dingen, die ich brauche, das Beste. Aber ich brauche wenig.

Also keine elektronischen Spielereien im Auto?

Mir ist ein von Hand verstellbarer Sitz viel lieber als einer, der von 20 kleinen Elektromotoren in die passende Stellung geschoben wird, die ausfallen könnten.

Im Porsche Cayenne sind über 100 Elektromotoren verbaut, zum Fensterheben, Sitzverschieben ...

Ich fahre selber so ein Auto. Trotzdem frage ich mich: Wo sind wir Menschen dabei geblieben? Wir sind nur noch gewohnt zu drücken. Das ist eine extrem stupide Tätigkeit. Wir drücken, wenn wir Musik hören wollen. Neue Autos starten auf Knopfdruck. Wo ist da noch ein Gefühl von Bewegung in Zusammenhang mit der Technik, die dahintersteckt? Das ist kein Fortschritt. Das ist ein technischer Rückschritt. Eine technologische Verarmung.

Schon heute fahren manche Autos fast wie von selbst: mit automatischem Abstandshalter, ausgeklügelten Navigationshilfen ...

Leider! Hier findet gerade eine regelrechte Volksverdummung statt. Damit Sie mich richtig verstehen: Navis sind gut, wenn man das erste Mal in eine Großstadt fährt. Aber wenn ich mich nur auf

dieses System verlasse, dann verliere ich das Gefühl dafür, wo ich unterwegs bin. Wo ist Norden oder Süden? Als Mensch brauche ich ein dauerndes Gefühl dafür, wo bin ich im Auto, wo bin ich in der Landschaft, und wie stehe ich zur Welt. Die heutige Elektronik versucht den Menschen wegzureißen von den Empfindungen, die den Menschen zum Menschen machen.

Die Firma Porsche verdient damit viel Geld.

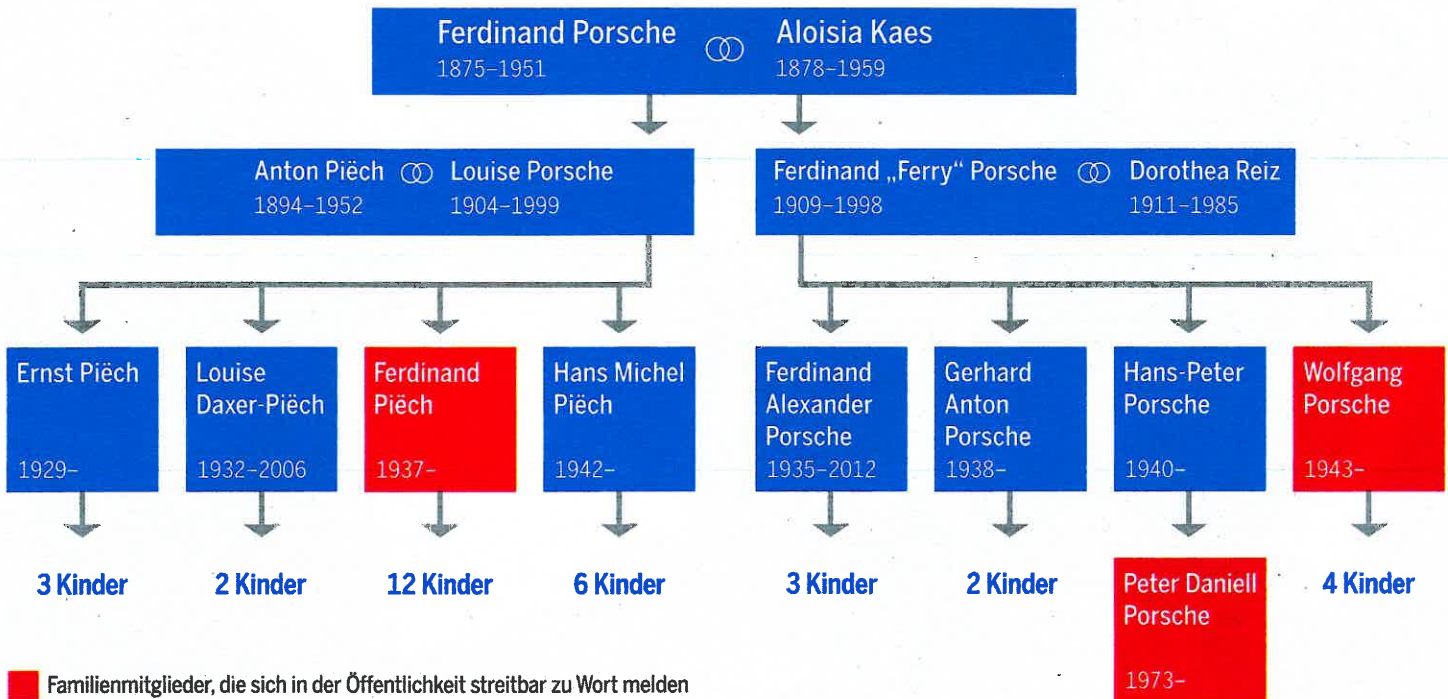
Der Cayenne und auch der Cayman sind sehr gute Autos. Aber man sollte einen Großteil der Elektronik einfach weglassen. Das spart Rohstoffe, spart Energie, Gewicht und spart Geld.

Die Konstrukteure in Zuffenhausen werden unter die Decke gehen, wenn sie das lesen.

Von guten Konstrukteuren erwartete ich, dass ich nicht den ganzen Scheinwerfer ausbauen muss, um das Leuchtmittel zu wechseln. Da wünsche ich mir, dass mehr →

Familienbande

Der Stammbaum des Porsche-Piëch-Clans. Mit dem VW-Käfer legte Ferdinand Porsche den Grundstein für ein Milliardenvermögen



Gedankenkraft darauf verwendet wird, wie der Besitzer oder der Mechaniker in der Werkstatt mit dem Fahrzeug zurechtkommt. Ich nenne Ihnen noch ein anderes Beispiel: Bis heute hat man es nicht hingekriegt, dass dem Mechaniker, der beim Ölwechsel unter dem Auto steht, nicht die heiße Ölsuppe am Ärmel herunterläuft. Da muss man an einer Schraube drehen, drehen und drehen, bis man merkt, jetzt ist das Gewinde zu Ende, und dann schnell die Hand zurückziehen. Warum baut man da keinen Hahn dran, der ganz leicht mit einem Inbusschlüssel geöffnet werden kann?

Herr Porsche, ich stelle die Frage noch einmal: Warum arbeiten Sie nicht längst in der Firma?

Wenn ich dort arbeiten würde, hieße es doch sofort: Ah, jetzt kommt der Herr Porsche, der Waldorflehrer und Musiktherapeut. Der glaubt, er kann hier bei uns herumbasteln. Der rutscht

hier doch nur rein, weil er aus der Familie kommt. Ich würde unter Dauerbeobachtung stehen. Jeder Fehler würde mir vorgehalten.

Stellen Sie sich vor: Sie könnten im Porsche-Entwicklungszentrum mit einem Team an Ihrer Idee des Stirlingmotors arbeiten.

Das kann ich auch in meiner Werkstatt zu Hause. Das mache ich so lange und so leise, bis es funktioniert.

Würde denn Ihre Familie zustimmen? Sie wären der erste Porsche seit langer Zeit, der in der Firma arbeitet.

Einfach wäre das nicht. Sie wissen, meine Familie hat sich Ende der 70er Jahre dagegen entschieden, in der eigenen Firma aktiv tätig zu sein.

Anlass war damals der Riesenkrach zwischen Ihrem Onkel Ferdinand Piëch und Ihrem Großvater Ferry Porsche. Piëch wollte die Firma Porsche beherrschen. Er verlor den Machtkampf und wechselte darauf-

hin zu Audi. Und damit so etwas nie mehr passiert, sollte aus der Familie keiner mehr in der Firma arbeiten.

Ja, der Familienzweist ist tragisch. Ferdinand Piëch war und ist ein Kämpfertyp, der immer mehr haben wollte, als möglich war, aber das ist nicht nur schlecht! Er wollte immer über die Grenzen hinausschießen. Mein Großvater war ein zurückhaltender, bescheidener Typ. Da krachten einfach zwei Welten aufeinander.

Haben Sie den Familienvertrag, der das Arbeiten in der eigenen Firma verbietet, auch unterschrieben?

Natürlich. Im Vertrag ist geregelt, dass sich Familienmitglieder aus dem operativen Geschäft und aus der Entwicklung heraushalten.

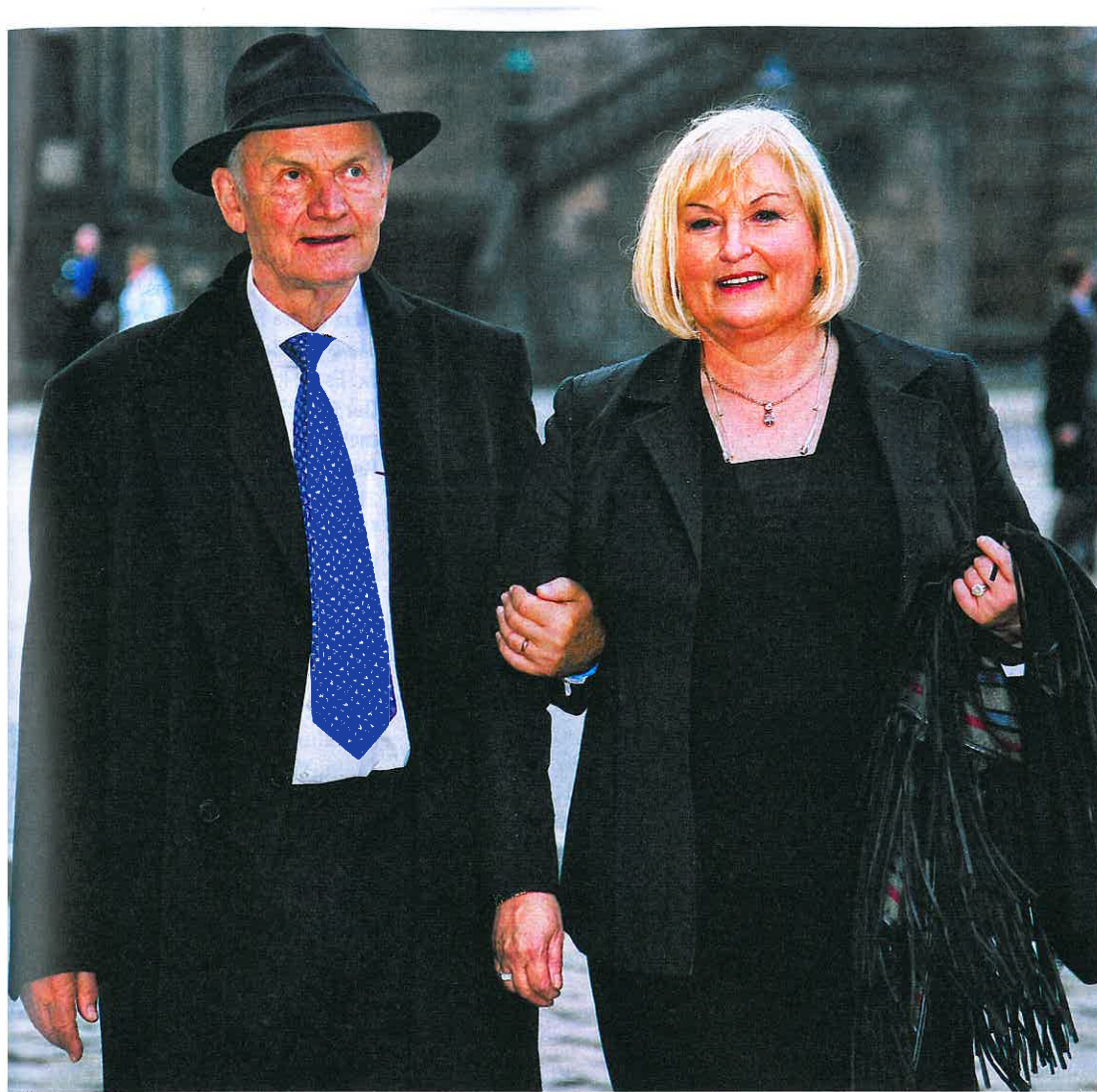
Wo liegen eigentlich die Gründe für den Streit im Porsche-Piëch-Clan?

Das liegt an den grundverschiedenen Charakteren. Es ist, als ob ich Wasser ins Feuer gieße, dann zischt es. Wenn ich heute Ferdinand Piëch mit meinem Vater,

Großvater oder Onkel vergleiche, dann ist Ferdinand Piëch jener, der im Internat aufgewachsen ist, der immer kämpfen musste, der seinen Vater früh verloren hat, der nie eine Nestwärme in der Familie hatte. Er musste in seinem Leben immer darauf schauen: Wie komme ich durch? Ganz anders bei meinem Vater oder bei meinem Onkel Wolfgang Porsche. Die hatten ihre Eltern, sie gingen zur Waldorfschule. Sie konnten zu Hause über ihre Probleme sprechen. Das war für Ferdinand Piëch nicht möglich.

Anthroposophen gegen Machtmenschen? Ist es das?

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Man sieht auf der einen Seite die Porsches, die eigentlich mit dem zufrieden sind, was ist. Die brauchen nicht immer mehr und mehr und mehr. Und dann ist da Piëch mit seiner Kampftechnik. Da wird nach der Methode verfahren: Ich will jetzt das Drei-Liter-Auto, und wenn ihr das nicht



Der Patriarch und seine Stütze: Ferdinand Piëch leitet den Aufsichtsrat der Volkswagen AG. Ehefrau Ursula hat dort seit diesem Jahr auch eine Stimme

schaft, seid ihr gefeuert. Zack. Bei Porsche gab es das so nie. Das sind zwei Welten – eben wie Feuer und Wasser.

Schon seit drei Generationen schlagen in Ihrer Familie die Funken.

Es hat Funken geschlagen vor allem in der Generation meines Vaters, seiner drei Brüder und Ferdinand Piëchs. In meiner Generation gibt es auch einige Piëchs, die ihre Kinder auf eine Waldorfschule schicken, und Porsches, die auf normale Schulen gehen. Die Konflikte werden sanfter. Es sind nur noch die alten Konflikte, die von den Eltern herkommen.

Kommt Ihre Generation über diesen alten Graben hinweg?

Ja. Da kommen wir gut voran.

Ferdinand Piëch ist jetzt 75 Jahre alt. Wie reden Sie miteinander?

Manchmal habe ich den Wunsch, mit ihm ein wirklich tiefes, ehrliches Gespräch zu führen. Ich würde mit ihm gern spazieren gehen oder auf dem Segelboot sit-

zen. Es gibt aber von meiner Seite her immer wieder die Hemmungen, die Frage zu stellen: „Sprichst du mit mir einmal?“ Ich weiß, er hat sehr viel zu tun. Und er spricht auch nicht gern. Und ich weiß, ich bin in seinen Augen keiner, der mit dem 500-Euro-Schein eine Zigarette anzündet. Aber ich bin auch nicht jemand, der die 500 Euro so anlegt, dass in einem Jahr 2000 Euro daraus werden. Was eher sein Wunsch wäre. Das heißt: Er kann eigentlich nichts gegen mich haben, er hat aber auch nichts Wesentliches für mich. Wenn wir uns begegnen, dann schauen wir uns in die Augen. Das ist ja auch etwas, was bei ihm nicht leicht geht – bei mir geht das!

Piëch ist für seinen strengen Blick bekannt.

Er schaut die meisten Menschen so stark an, dass sie dann wegsehen. Das mache ich nicht. Ich schaue ihm in die Augen. Und ich wünsche ihm das Beste für sich.

Und ich wünsche ihm auch, solange er noch auf dieser Welt leben darf, dass er weicher werden kann. Und ich habe so ganz leise das Gefühl, dass das in verschiedenen Bereichen auch stattfindet. Er hat jetzt die Möglichkeit, die Weichen zu stellen: Entweder er wird noch härter, und es geht in die Sklerose, um es bildlich auszudrücken. Oder er wird ein weiser, alter, erfahrener Mann, der sein Leben rekapituliert. Seinen Erfolg betrachtet und sich auch ein wenig zurücklehnen darf und sagen kann: Das war gut, das war schlecht. Ja, das würde ich mir von und für Ferdinand Piëch wünschen.

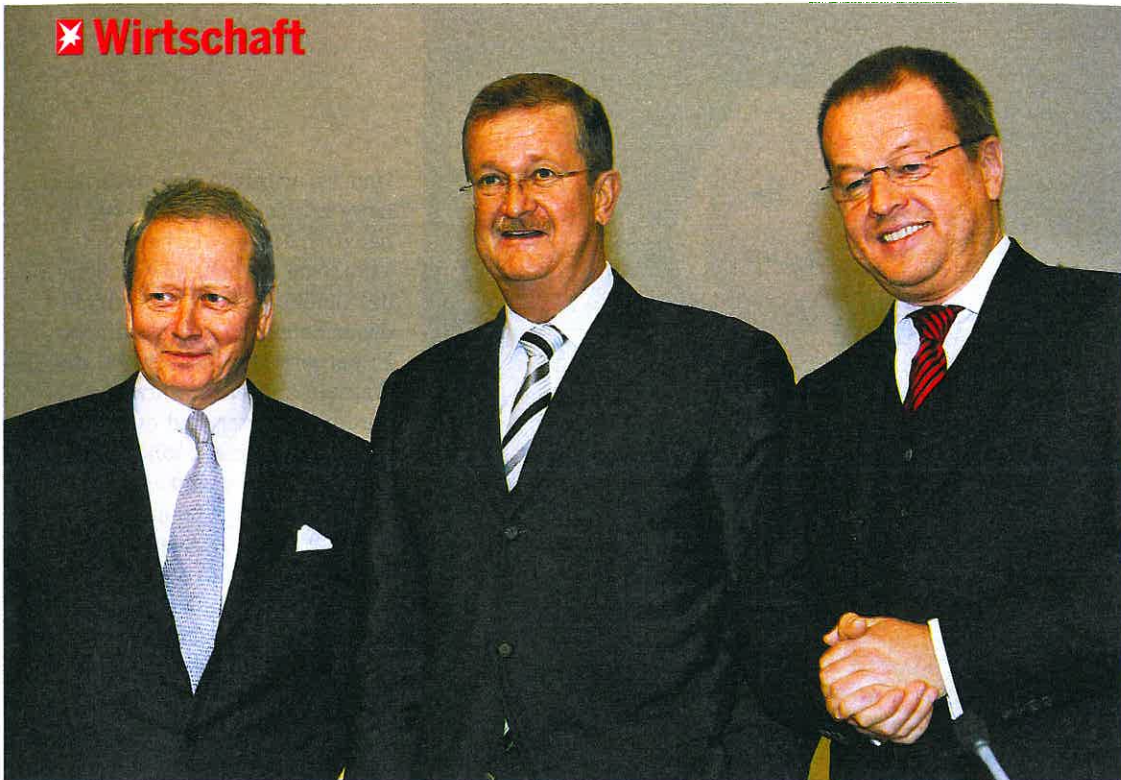
Welche Rolle spielt seine Frau, Ursula Piëch, die seit diesem Frühjahr im Aufsichtsrat des VW-Konzerns sitzt? Kann sie die neue zentrale Kraft im Konzern werden?

Ursula Piëch ist eine sehr starke Frau, die ihren Mann extrem unterstützt, die ihm zur Seite steht. Die es nicht nur leicht hat mit ihm.

Es gab Zeiten, da wirkte er angeschlagen. Die beiden sind bei öffentlichen Auftritten meist untergehakt. Leitet sie ihn?

Auf der physischen Seite hat sie die Kraft, die er nicht mehr hat. Er stützt sich auf diese Kraft und kann dann so sein, wie er immer war. Er hat ja in letzter Zeit viel Persönliches durchmachen müssen und konnte mit Ursula Piëch diesen schweren Weg auch schaffen. Und da komme ich darauf zurück: Schwere Wege bringen oft eine Entwicklung mit sich. Vielleicht geht es bei ihm jetzt ins „Weichere“.

Sie sind jetzt 38 Jahre alt. In dieser kurzen Zeit erlebten Sie schon zweimal, dass Porsche fast untergegangen wäre. Das erste Mal 1993. Damals musste der Manager Wendelin Wiedeking die Firma retten. Das zweite Mal hätten Wiedeking, Finanzchef Holger Härter und Ihr Onkel Wolfgang Porsche mit dem Versuch, den Volkswagen-Konzern zu schlucken, fast alles verzerckt. Haben Sie Angst um Ihr Eigentum? Ich hatte nie Angst um mein persönliches Eigentum. Ich hatte Sorge, dass ich die sozialen und kul- →



Schwer verzoxt: Wolfgang Porsche und die Manager Wendelin Wiedeking und Holger Härter (v.l.) scheiterten bei der Übernahme des VW-Konzerns durch den Sportwagenbauer Porsche

turellen Projekte, die ich begonnen hatte, nicht weiterführen kann. **Waren Sie wütend auf die Zocker Wiedeking und Härter?**

Man darf ihnen nicht die ganze Schuld zuweisen. Ohne Finanz- und Wirtschaftskrise hätte die Übernahme gelingen können. Aber ich will schon sagen: Die Dicke ihrer Zigarren und das Ausmaß der Bankgeschäfte waren auf dem höchsten Niveau der Hohnäsigkeit und des jugendlichen Spieltriebes. Es war Größenwahn.

Wann haben Sie erfahren: Verdammt, die wollen den ganzen VW-Konzern kaufen?

Etwa Anfang 2007. Ein halbes Jahr vor der Finanzkrise.

Wie war Ihre Reaktion?

Ich sagte: Das würde ich mich nicht trauen. Maus schluckt Elefanten, da kann etwas nicht stimmen.

Haben Sie Wiedeking und Härter nach dem geplatzten Deal beschimpft?

Beide tun mir als Menschen leid. Unverzeihlich finde ich, dass sie mit der Firma, mit den Arbeitsplätzen, mit den vielen Existenzen gespielt haben. Wir Gesellschafter müssen das jetzt ausbaden.

Auch Ihr Onkel Wolfgang Porsche, der Aufsichtsratschef bei Porsche, hat mitgezockt!

Er hat die ganze Wahrheit viel zu spät erfahren. Ich glaube, nicht einmal Wiedeking hatte das vollständige Bild. Finanzchef Härter hat immer vertröstet, nach dem Motto: „Ja, ja, nächste Woche kann ich mehr sagen...“ Ich mache Wolfgang Porsche keinen Vorwurf. Er hat den beiden das volle Vertrauen geschenkt. Dieses Vertrauen wurde von beiden Herren ausgenutzt.

Jetzt gehört Porsche zum VW-Konzern. Ferdinand Piëch hat in der Autostadt in Wolfsburg bereits den Porsche-Pavillon eröffnet. Übrigens gemeinsam mit seinem jüngsten Sohn, der ist jetzt um die zwanzig. Das war doch ein Zeichen?

Natürlich ist das ein Zeichen. Er setzt überhaupt immer nur Zeichen. Wenn ich etwas negativ sehe, dann ist es die Lust an der Macht des Ferdinand Piëch, der einen nach dem anderen aufkauft, und er macht es nicht nur, um für die Menschen oder für die Welt etwas besser zu machen, nicht um günstigere Fahrzeuge produzieren zu können, weil man Gleichteile verwenden kann, nicht nur, um bessere Autos produzieren zu können, weil man auf mehr Know-how zurückgreifen kann, sondern beinahe nur, um das persönliche Gefühl zu befriedigen, jetzt habe ich das auch noch geschafft.

Bis vor Kurzem waren Sie Mitelgentümer einer weltbekannten Autofabrik, nun sind Sie nur noch Aktionär des VW-Konzerns. Wenn Sie jetzt in die Firma wollen, brauchen Sie einen Besucherausweis.

Ja. Es ist komplizierter geworden. Der Porsche-Piëch-Clan zählt heute mehr als 80 Köpfe, in der nächsten Generation werden es vielleicht 200 sein. Wie wollen Sie den Einfluss der Familie in der Firma sichern?

Darüber sind die jungen Piëchs und Porsches im Gespräch. Wir müssen auch darüber reden, wie es einmal für unsere Kinder aussehen soll. Da brauchen wir klare Strukturen und klare Regeln. Mein Vorschlag dazu ist: Nicht alle müssen dabeibleiben. Aber wer dabeibleiben will, soll sich auch um die Geschichte der Firma kümmern. Der Eigentümerkreis soll künftig keine Zwangsverbindung mehr sein, sondern eine Wunschverbindung.

Sind Sie dabei die treibende Kraft? Ich mache Vorschläge, wie andere auch!

Denken Sie manchmal daran, Ihr Geld zu nehmen und nach Monaco zu ziehen? Ihr Vater soll Ihnen dazu geraten haben.

Er hat mir geraten, aus steuerlichen Gründen nach Monaco zu gehen, aber nicht, die Anteile zu verkaufen. Das ist ein großer Unterschied. Aus der Porsche-Familie würde wahrscheinlich keiner meinen Anteil übernehmen können. Die Piëch-Seite hätte vielleicht Interesse daran. Aber das tue ich meiner Familie nicht an.

Wie reich sind Sie eigentlich?

Ich will Ihnen keine Zahl sagen. Wir schätzen Ihr Vermögen auf 1,5 Milliarden Euro.

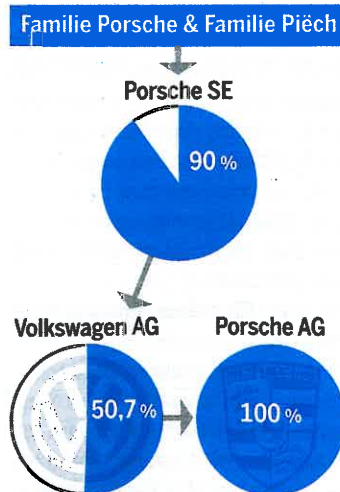
Dazu will ich nichts sagen.

Allein aus dem Gewinn der Firma fließen in guten Jahren viele Millionen auf Ihr Konto. Was machen Sie damit?

Für meine Familie und mich nehme ich davon 100 000 bis 200 000 Euro. Mehr brauchen wir nicht. Es gibt viele soziale Projekte, die ich unterstütze. 600 000 Euro bekommt die Schule hier in St. Jakob jedes Jahr.

Alles unter Kontrolle

Den Familien Porsche und Piëch gehören 90 Prozent der Porsche Automobil Holding SE. In dieser Gesellschaft, nicht zu verwechseln mit der Autofirma Porsche AG, ist der Besitz des Clans gebündelt: die Stammaktien der Volkswagen AG. Nur die Inhaber dieser Papiere sind auf der Hauptversammlung der VW AG stimmberechtigt. Daneben gibt es VW-Vorzugsaktien. Eigentümer dieser Papiere haben keinen Einfluss auf die Geschäftspolitik, sie werden aber über Dividenden am Gewinn des Unternehmens beteiligt. Seit dem 1. August gehört die Porsche AG zur Volkswagen AG





Natürlich eine Waldorfschule?

Ja, eine Schule für seelenpflegebedürftige Kinder und Jugendliche. Für Kinder, die es schwerer haben, manche aus psychischen Gründen, andere, weil ihre Familie so zerrüttet ist. Es gibt Kinder, die erzählen in der Pause: „Boa, gestern war wieder ein geiler Haberer bei meiner Mutter...“ So müssen manche daheim im Treppenhaus warten, bis der Freier die Wohnung verlassen hat. Soll ich Ihnen die Schule mal zeigen? Es ist gerade Unterricht.

Vor der Schule bleibt Porsche auf einer kleinen Brücke stehen.

Bevor die Kinder die Schule betreten, gehen sie über zwei kleine Brücken. Die erste signalisiert: „Hier überschreitest du eine Grenze. Lass alles Negative, was dich begleitet hat, hinter dir, du kommst jetzt an einen anderen Ort.“ Die zweite: „Wenn ich über sie gehe, habe ich mich entschlossen, für mich in der Schule etwas zu tun.“

Warum engagieren Sie sich für so schwierige Kinder?

Die Schule kam auf mich zu. Sie brauchte dringend neue Räume. Da dachte ich: Das passt, da kann ich helfen.

Sind Sie für die Schüler der reichen Herr Porsche, der alles bezahlt?

Das bin ich auch. Ich bin aber auch der große Papa, den sie umarmen, zu dem sie sich hinku-

scheln. Und ich mache mit ihnen Musiktherapie.

Ein Junge stürmt auf Porsche zu, will mit ihm Kräfte messen und fordert ihn zum Fingerhakeln auf.

Ist die Schule erfolgreich?

80 Prozent unserer Schüler erreichen den Hauptschulabschluss oder können eine Lehre anfangen. Zehn Prozent bleiben auf der Kippe, mal haben sie einen Job, mal nicht. Und bei zehn Prozent kommt es zum Absturz – sie werden arbeitsunfähig, landen in der Drogenszene, werden kriminell. Manche nehmen sich das Leben. Die Paracelsus-Schule ist kein Paradies und auch kein Allheilmittel. Wir bringen nicht alle Schüler durch, aber relativ viele.

Porsche fragt einen Jungen:

„Freust du dich auf die Ferien?“

Der Junge sagt: „Ich bleib zu Hause, Fernsehen schauen. Ich bin ja nicht wie du und hab immer G'schäfte zu machen. Das kommt später bei mir.“

Kommen Sie, ich zeige Ihnen die Klassenzimmer. In die rote Klasse gehen die Kleinsten, dann kommt Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett – die Farben des Regenbogens. Die Farben, die dem jeweiligen Alter der Kinder entsprechen.

Ungewöhnlich, in jedem Klassenzimmer steht ein Holzofen.

Am Ende des Schuljahres putzen und schleifen Schüler der Paracelsus-Schule Kitzeleien und Kratzer aus ihren Tischen. Sie sollen erleben, dass Dinge einen Wert haben

Ja, das ist eigentlich verboten. Aber wir haben uns mit den Behörden geeinigt. Wir nennen sie Therapieöfen. Unsere Kinder sollen erleben, woher Wärme im Winter kommt. Sie heizen die Klassen selber an. Natürlich unter Aufsicht.

Zurück im „Schützenwirt“.

Wie erziehen Sie Ihre eigenen Kinder?

So gut wie möglich. Die Größte ist Waldorfschülerin, und die drei anderen werden es sicher auch.

Gibt es Taschengeld?

Sie ist zehn und bekommt einen Euro pro Woche.

Weiß Ihre Tochter, dass sie aus einer reichen, bekannten Familie kommt?

Ja, das bleibt nicht aus. Aber meine Frau Aglaia und ich achten darauf, dass die Bodenhaftung dennoch existiert. Wir haben zu Hause eine kleine Landwirtschaft, wir machen unser eigenes Brennholz. Unsere Kinder erleben „normales“ Leben.

Wie findet ein Porsche eigentlich eine Frau?

Ganz ehrlich, es war mir nicht leichtgefallen, mich zu verlieben. Ständig plagten mich Zweifel, ob sich jemand nur für mich interessierte, weil ich einen berühmten Namen trage, Geld habe, ein Auto fahre – damals einen schwarzen Boxster. Ich hatte oft das Gefühl, von den Frauen nicht als Mensch wahrgenommen zu werden, sondern hinter etwas zu verschwinden, etwas, das den ausschlaggebenden Faktor ergab, warum sie sich mit mir verabreden wollten.

Aber dann hat es zwischen der Tochter Ihres damaligen Musiklehrers und Ihnen gefunkt.

Ja, das war nach unserem ersten Kinobesuch. Wir schauten „Titanic“.

Wie wurde Ihre Frau in den Porsche-Piëch-Clan aufgenommen? Gibt es Regeln? Verträge?

Ja, die gibt es. Ich fand es selbstverständlich, dass Aglaia gewisse Ansprüche auf mein Vermögen haben sollte. Innerhalb des Porsche-Piëch-Clans gibt es Familienvereinbarungen, sogenannte Familienverträge, die einen dazu

verpflichten, bei einer Vermählung einen Ehevertrag zu unterzeichnen, ähnlich den Regeln anderer Großfamilien.

Damit das Vermögen in der Familie bleibt und nicht durch schnelle Scheidungen verloren geht?

Ich kann Ihnen sagen, dass es nicht leicht ist, unter solchen Ausgangsbedingungen eine Beziehung einzugehen. Für mich nicht, für meine Frau nicht. Von Anfang an wird ein Worst-Case-Szenario mitgedacht: Es kann auseinandergehen. Alles ist auf das Negative ausgerichtet. Für eine junge Frau wie Aglaia – wir heirateten, als sie 18 wurde – war das nicht unbedingt der netteste und höflichste Einstieg in die Porsche-Familie. Aber sie hat es verstanden. Es ist uns gelungen, unsere private und persönliche Beziehung emotional nicht mit den Clan-Vorgaben zu belasten.

Einen Ehevertrag schließen viele.

Es ging nicht allein um einen Ehevertrag. Es müssen auch gleich die Testamentsangelegenheiten geregelt werden, wer als Nachfolger eingeschrieben, wer bei meinem Tod alles übernehmen wird. Diese vertraglichen Dinge sind extrem aufwendig und begleiten eine Porsche-Ehe auf rechtlicher Ebene lebenslang.

Gab es den Moment, in dem Sie einmal nicht Porsche heißen wollten?

Ich stehe zu meinem Namen. Nur ein einziges Mal gab es eine Situation, in der ich als „Herr Walter“, das ist der Mädchename meiner Frau, aufgetreten bin. Das war, als wir vor acht Jahren ein Grundstück für die Paracelsus-Schule gesucht haben. Die Preise stiegen nämlich sofort, wenn die Verkäufer den Namen Porsche hörten. Zum Glück haben wir dann hier in St. Jakob etwas gefunden, zu einem fairen Preis.

Erkennen Sie, ob jemand an Ihnen oder nur an Ihrem Geld interessiert ist?

Inzwischen ja. Ich habe da eine große Sensibilität entwickelt. In 95 Prozent der Fälle liege ich richtig. Ich erkenne es am ersten Blick, ob da genug Wärme kommt oder ob da nur Gier ist. Ja, das spüre ich. ★

Weitere Produktinfos:



postbank.de/
qrc-giro

beachtlich

Extragroße Tagesgeldzinsen,
null Kosten fürs Girokonto.

2,5%* Zinsen fürs Tagesgeld

Postbank Giro plus €0,00*



UNTERM STRICH ZÄHL ICH.

- www.postbank.de
- 01803 2881 (9 Cent/Min.)*
- Postbank Finanzcenter
- Postbank Finanzberatung, gerne auch bei Ihnen zu Hause

Postbank

*2,5% p.a. aufs Tagesgeldkonto für Beträge bis 10.000 EUR – garantiert für 6 Monate ab Kontoeröffnung für volljährige Giro-Neukunden bei Abschluss als Gehaltskonto mit Tagesgeldkonto vom 01.07. bis 30.09.2012. Bei Überschreiten der Betragsgrenze von 10.000 EUR wird der Gesamtbetrag mit dem jeweils gültigen Standardzins verzinst. Postbank Giro plus kostenlos für alle Privatkunden mit monatl. bargeldlosem Geldeingang ab 1.000 EUR, sonst 5,90 EUR/Monat. **9 Cent/Minute aus dem dt. Festnetz. ***9 Cent/Minute aus dem dt. Festnetz.



Was wirklich hilft

Nicht alles ist gut, was gut gemeint ist. Deshalb hat die gemeinnützige Gesellschaft Phineo nun 23 besonders gelungene Projekte gegen die Folgen von KINDERARMUT ausgezeichnet



Not hat viele Gesichter, und sie müssen nicht immer traurig sein. Schon gar nicht, wenn kluge Projekte benachteiligten Kindern Hilfe bieten, Selbstvertrauen geben und Freude bereiten. Etwa durch Zeit zum Spielen (oben links) oder eine tröstende Umarmung (oben rechts). Auch die Eltern-AG (Mitte rechts) und das Straßen-Kinder-Projekt in Köln-Chorweiler (untere Reihe) wurden von Phineo ausgezeichnet

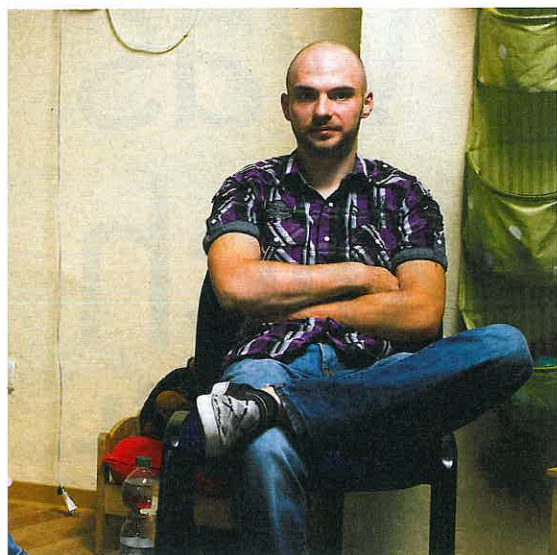
Von **INGA OLFEN** (Text)
und **SELINA PFRÜNER** (Fotos)

Bald kommt Niks Vater nach Hause. Vier Jahre war er weg, an einem Ort, zu dessen Tür nur der Wärter einen Schlüssel hat. „Dann kauft er mir einen Nintendo, dafür hat er gespart!“ Nik quetscht dieses große Glück zwischen seinen Zahnlücken hervor. Und für einen Moment huscht ein schiefes Grinsen über das Gesicht des siebenjährigen Roma-Jungen. Er hängt sich an Saschas Hand, bohrt den Kopf in seinen Arm. Nik heißt, wie alle Kinder in diesem Artikel, eigentlich anders, ihre richtigen Namen sollen hier nicht stehen. Sascha heißt mit Nachnamen Schröder, ist 30 Jahre alt

und Sozialarbeiter beim Verein Kindernöte in Köln-Chorweiler.

Seit zwei Jahren kommt er jeden Donnerstag auf den trostlosen Hof zwischen den Sozialbauten, in denen Nik und sein zwölfjähriger Bruder Rigo wohnen, ebenso wie die Zwillingsschwwestern Lucia und Sara, deren Vater an einem Frühlingstag vor fünf Jahren starb – kurz vor ihrem sechsten Geburtstag. Und wie der elfjährige blonde Ben, der immer auf einen Baum klettern muss, wenn er wütend oder traurig ist – sonst schlägt er um sich oder schmeißt mit Steinen.

Insgesamt sind es 19 Kinder, die donnerstags um 16 Uhr zum Treffpunkt gelaufen kommen. Dort erwartet sie Sascha Schröder mit einer Kollegin. Immer im →



„Es ist nicht immer leicht“, sagt der alleinerziehende Vater Marco Drochner (l.). Bei den Treffen der Eltern AG findet er Unterstützung. Sozialarbeiter Sascha Schröder gibt jede Woche Kindern neuen Schwung

Rucksack: ein Springseil, ein Ball und Straßenkreide – das reicht für 90 Minuten großen Spaß. Schröder kommt bei Sonnenschein, bei Regen oder Schnee, an Feiertagen wie Weihnachten oder – fast noch bedeutender hier im Rheinland – an Weiberfastnacht. „Verlässlichkeit ist wichtig für die Kinder“, sagt er, „und sie lernen, selbst zuverlässig zu sein. Wer nicht kann, muss sich abmelden.“

Die Kontinuität ist einer der Gründe, weshalb das Kölner Straßen-Kinder-Projekt nun mit dem „Wirkt!“-Siegel der gemeinnützigen Organisation Phineo ausgezeichnet wurde (siehe Kasten). Die Analysten von Phineo haben 74 Anbieter aus dem Bereich Kinder- und Jugendarbeit befragt und besucht. Sie wollten herausfinden, welche Angebote Kindern armer Eltern in Deutschland langfristig und sinnvoll helfen. Ist ein Projekt am Bedarf orientiert und auf die Lebenslage der Kinder ausgerichtet? Ist es lokal verankert und vernetzt? Ist der Zugang jedem möglich? 23 Angebote blieben übrig und werden nun potenziellen Spendern empfohlen.

Es ist das erste Mal, dass in Deutschland Programme für in Armut lebende Kinder durch eine unabhängige Instanz bewertet

werden. Die Zeit war reif, denn nicht alles, was gut gemeint ist, ist auch gut.

„Da gab es zum Beispiel einen Unternehmer, der Kinder aus einem sozialen Brennpunkt mit klimatisierten Hightech-Bussen abholt und in die Ukraine zur Fußball-EM gekarrt hat“, erzählt Phineo-Vorstand Andreas Rickert. „Danach hockten sie wieder zu Hause mit dem Wissen: Das war toll, aber das werde ich mir selbst nie leisten können.“

So etwas ist verheerend. Denn ein Hauptziel in der Arbeit mit den jungen Menschen ist es, sie spüren zu lassen, dass sie etwas schaffen können. Dass sie etwas wert sind, etwas bewegen können. „Selbstwirksamkeit“ nennen das die Sozialwissenschaftler. Und dieses Gefühl ist vielen der rund 2,4 Millionen Mädchen und Jungen fremd, die in Deutschland als arm gelten.

Arm ist laut EU-Definition ein Kind, das in einer Familie aufwächst, der weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens seines Landes zur Verfügung steht. Demnach lebt in Deutschland jedes neunte Kind unterhalb der Armutschwelle. Im Osten mehr als im Westen, in Großstädten besonders viele – mancherorts sogar je-

des zweite. 1,63 Millionen Kinder und Jugendliche unter 15 Jahren sind Hartz-IV-Empfänger.

Die Gründe sind vielfältig: Erwerbslosigkeit, zu wenig oder zu schlecht bezahlte Arbeit. Überschuldung, Trennung oder Krankheit der Eltern. In Studien haben sich fünf soziale Merkmale als Risikofaktoren für Kinderarmut herauskristallisiert: Bildungsferne, Migrationshintergrund, alleinerziehender Elternteil, mehr als drei Kinder im Haushalt, Wohnort in sozial belastetem Quartier. Bei einem kleinen Teil, den sogenannten Multiproblemfamilien, kommen mehrere dieser Faktoren zusammen und machen das Leben in vielen Bereichen schwer.

Wie sie auch entstanden sein mögen, der Effekt der ärmlichen Verhältnisse ist der gleiche: „Armut ist eine beängstigende, existenziell belastende Lebenssituation“, sagt Gerda Holz vom Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Frankfurt. In ihren Studien hat sie belegt, dass wenig Geld auch bedeutet: weniger Gesundheit, weniger Bildung, weniger warme Kleidung – und weniger Teilhabe: „Arme werden ausgegrenzt. Sie fahren nicht ins Disneyland; sie fahren noch nicht mal mit dem Bus, wissen so auch nicht, wie sie einen Fahrkartenautomaten bedienen, weil sie das Geld für das Ticket nicht haben.“

Die Chorweiler Kinder unternehmen vor Kurzem einen Wochenendausflug auf einen Campingplatz am Rhein. Eine halbe Stunde dauerte die Fahrt mit der S-Bahn. „Sind wir noch in Deutschland?“, fragten sie Sascha Schröder, und: „Ist das das Meer?“ Manche haben noch nie den Kölner Dom gesehen. Der steht 17 Kilometer von ihrem Innenhof entfernt.

Wo Kinder zwischen den verschiedenen Zuständigkeiten von Sozial-, Arbeits- und Gesundheitsämtern verloren zu gehen drohen, wo die Vernetzung der staatlichen Programme nicht funktioniert, da sind freie Träger gefragt. Sie veranstalten Spielenachmittage und



Ebenfalls ausgezeichnet: die vom stern unterstützte Initiative welcome Für Videostart den Bildcode mit dem Smartphone und einer App für QR-Codes scannen

Ausflüge, kochen ein Mittagessen oder helfen bei den Hausaufgaben.

Und sie unterstützen die Eltern. „Denn ohne oder sogar gegen sie ist im Bereich der Förderungs- und Unterstützungsangebote alles vergeblich“, sagt Jörg Fischer, Professor für Bildungs- und Erziehungskonzepte an der FH Erfurt und wissenschaftlicher Berater des Phineo-Reports.

Die Eltern-AG ist ein solches Programm und ebenfalls von Phineo ausgezeichnet worden. Unweit des Marktplatzes in Duisburg-Hamborn trifft sich jeden Montagmorgen um neun Uhr ein bunter Trupp Erwachsener in einem hellen Flachdachbau im Hinterhof. Netze mit kleinen Plastikbällen hängen von der Decke, auf den Holztischen stehen Schüsseln mit Brezeln, Gurkenscheiben und Apfelstückchen.

Heute sitzen mit den zwei Mentorinnen einige Mütter im Kreis und ein alleinerziehender Vater: Marco Drochner, 27. Er hat keine Ausbildung, hangelte sich von Job zu Job, bis er sich von seiner Partnerin trennte und kurz danach seinen Sohn Diego zu sich nahm. Da ging es auch mit dem Jobben nicht mehr. Aber Diego ist nun zweieinhalb, bald kommt er in den Kindergarten und sein Vater zu einer Ausbildung: „Dann werde ich Industriemechaniker lernen. Den Platz habe ich schon. Man muss dem Jungen ja ein Vorbild sein.“

Drochner berichtet von seinem ersten Schwimmbadbesuch mit Sohn: „Der war ziemlich mutig und wollte nur ins Schwimmerbecken. Das war echt anstrengend.“ Mentorin Angela Büschler klatscht in die Hände: „Das ist doch super, wenn er keine Angst vor tiefem Wasser hat. Ich kenne das von meiner Tochter. Dann lernt er bestimmt schnell schwimmen!“ Drochner versucht ein unbeteiligtes Gesicht zu machen, aber in seinen Augen sieht man etwas aufblitzen: Stolz.

Die Mentorinnen wollen die positiven Aspekte der Kinderer-

ziehung betonen. Begleiten, nicht belehren, die Stärken hervorheben, nicht die Schwächen. Es wird viel gelacht in den zwei Stunden.

Obwohl alle, die hier sitzen, sich in „besonders belastenden Lebenslagen“ befinden. Das ist Bedingung für die Teilnahme an dem kostenlosen 40-stündigen Kurs. 126 Schulungen dieser Art hat die Eltern-AG bislang angeboten und damit in 17 Städten mehr als 1000 Mütter und Väter zu ermutigen versucht, ihren Nachwuchs gewaltfrei, konsequent und respektvoll großzuziehen. 80 Prozent der Eltern gaben bei Befragungen am Ende der Kurse an, dass sich die Beziehung zu ihrem Kind verbessert habe. Und das ist vor allem gut für die Kinder. ✕

RICHTIG SPENDEN

Wo Geld wirkt

Ein Siegel als Orientierungshilfe für Geber und Stifter

Phineo analysiert und berät seit Mitte 2010 soziale Projekte aus den unterschiedlichsten Bereichen, von der Demenz-Fürsorge bis zur Umweltbildung. Die gemeinnützige Gesellschaft möchte Anbieter identifizieren, die wirksame Arbeit leisten, und diese mit potenziellen Geldgebern zusammenbringen: mit Stiftern, Spendern und sozial engagierten Unternehmen. Bevor Organisationen die Qualitätsempfehlung „Wirkt!“ erhalten, müssen sie ein vierstufiges Verfahren bestehen, in dessen Verlauf die Phineo-Mitarbeiter die Projekte besuchen und am Ende eine Kommission aus unabhängigen Experten über eine Erteilung des Siegels entscheidet. Details zu allen ausgezeichneten Kinderarmut-Projekten sind ab Freitagmorgen unter www.phineo.org zu finden. Es gibt auch eine App für das Apple-Betriebssystem iOS (iPhone und iPad). Beide digitalen Angebote bieten die Möglichkeit, direkt zu spenden.

URSPRUNG DER KUNST:

Wie der Mensch zum Künstler wurde

DOCUMENTA 13:

Der Rundgang in sieben Kapiteln + Reportage aus Kabul

ORHAN PAMUK:

Das Museum der Unschuld in Istanbul

FLUXUS:

Die Kunstrevolte von Wiesbaden



www.art-magazin.de

Jetzt kostenlos art-Heft anfordern unter 01805-8618000 (14 Cent/Min. aus dem dt. Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus dem dt. Mobilfunknetz). Bitte Bestell-Nr. 767307 angeben.



FOTOS: PATRICK PLEUJ, STEPHANIE PILICK/DPA(2), JULIAN ROEDER

Der Problem-BER: Der Eröffnungstermin wurde gerissen, Mehrkosten in Milliardenhöhe drohen

Die Sicherheitslücke

Illegale Arbeiter kontrollierten den Zugang an der Baustelle des Berliner Flughafens – einer war der potenzielle ISLAMISTISCHE GEWALTÄTER Florian L.

Zwei Meter hohe Zäune, gekrönt von Stacheldraht, sichern das Areal. Regelmäßig gehen Sicherheitsleute auf Streife. Denn die Baustelle des neuen Berliner Großflughafens im Süden der Hauptstadt darf niemand ohne Zugangsausweis betreten. Eigentlich.

Doch vor zwei Wochen, am 2. August, machten Kontrolleure des Potsdamer Hauptzollamtes bei einer unangekündigten Razzia eine beunruhigende Entdeckung.

Unterstützt von Bereitschaftspolizisten griffen sie insgesamt 20 illegal Beschäftigte auf dem Flughafengelände auf – darunter einige ausgerechnet bei einem Unterauftragnehmer der Sicherheitsfirma Securitas. Job der Illegalen: Sie kontrollierten die Zugangsausweise von Besuchern. Dabei waren es die Kontrolleure selbst, die dort nichts zu suchen hatten.

Schlimmer noch: Einer der illegalen Sicherheitsleute entpuppte

sich als potenzieller islamistischer Gewalttäter. Er werde seit dem 20. Juli vom Landeskriminalamt (LKA) in Berlin als „Gefährder“ im „islamistischen Spektrum“ geführt, hielt eine Beamtin des Staatsschutzes beim Brandenburger LKA am 3. August in einem vertraulichen Vermerk fest.

Das Papier, das dem *stern* vorliegt, bedeutet neues Ungemach für die Politiker in Brandenburg und Berlin, allen voran für Minis-

terpräsident Matthias Platzeck und den Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit (beide SPD). Schon seit Monaten müssen sie wegen des Missmanagements um den Großflughafen den Hohn und Spott der ganzen Republik ertragen. Unvorhergesehene Mehrkosten in Milliardenhöhe, ein immer wieder verschobener Eröffnungstermin – und nun auch noch Sicherheitslücken.

Ein möglicher islamistischer Terrorist als Zugangskontrolleur



BER-Aufsichtsräte
Klaus Wowereit (l.) und
Matthias Platzeck



Florian L.
wohnt im bürgerlichen
Berlin-Buckow

der Großbaustelle? Die Nachricht klingt grotesk – kein Wunder, dass die von Platzeck geführte Landesregierung in Potsdam sie bisher lieber unter der Decke hielt. Klagen über Schwarzarbeit und laxe Zugangskontrollen auf der Großbaustelle hatte es zuletzt im April gegeben. Da berichtete das ARD-Magazin „Kontraste“, dass Arbeiter busweise und unkontrolliert auf das Gelände gelangten. Platzecks Leute versicherten damals, man nehme „diese Vorwürfe sehr ernst“, tue aber auf dem Flughafen alles, „um Schwarzarbeit, illegale Beschäftigung und Ähnliches zu verhindern“.

Doppelt peinlich, dass nun ausgerechnet ein möglicher Terrorverdächtiger die Sicherheit der Baustelle gewährleisten sollte. Es geht um den erst 21-jährigen Florian L., einen vor einigen Jahren zum Islam konvertierten Berliner. Er ist offiziell als „Gefährder“ eingestuft und zählt damit zu jenen deutschlandweit etwa 130 Islamisten, denen zugetraut wird, schwere politisch motivierte Straftaten zu begehen. Jüngst war er laut Polizeierkenntnissen mit gleich zwei Männern in engem Kontakt, die mit Sprengstoffanschlägen oder deren Vorbereitung aufgefallen waren. Es bestehe daher „Anlass zur Sorge“, so das LKA Brandenburg, dass Florian L. selbst „an Vorbereitungshandlungen zu einem Sprengstoffanschlag beteiligt sein“ könnte. Weil ihm zugetraut wird, Deutschland zu verlassen, „um sich am militanten Jihad zu beteiligen“, führt das Bundeskriminalamt ihn in der Datei „ISA Reise“. Die Behörden stellten ihm eine Ausreiseverbotsverfügung zu und ließen ihn im gesamten Schengen-Raum der EU „zur polizeilichen Beobachtung“ ausschreiben.

Ob er einen Anschlag auf dem Flughafen plante, ist unklar. „Eine Bewertung, ob die illegale Arbeitsaufnahme nur dem Gelderwerb diene oder im Zusammenhang mit der Vorbereitung von terroristischen Straftaten steht“, könne „aufgrund der derzeit vorliegenden Erkenntnisse

nicht abschließend vorgenommen werden“, resümierte der Brandenburger LKA-Report.

Sicher ist, dass sich der junge Mann zusammen mit einer Reihe von Glaubensgenossen in einem unscheinbaren ziegelgedeckten Einfamilienhaus im gutbürgerlichen Berlin-Buckow einquartiert hat – zehn Kilometer von der Flughafenbaustelle entfernt.

Und sicher ist auch, dass Florian L. der Polizei in Berlin schon seit dem Frühjahr 2012 als „Unterstützer/Logistiker sowie als Kontakt- und Begleitperson von weiteren Berliner Gefährdern“ aufgefallen war – ebenso wie als Kontaktmann des bekannten, in Berlin lebenden Islamisten Reda Seyam. Ihn haben deutsche und internationale Ermittler seit zehn Jahren im Visier. Seyam wurde als Hintermann des Sprengstoffanschlags in Bali 2002 verdächtigt, bei dem 202 Menschen starben. Seine Beteiligung wurde jedoch nie bewiesen. Seyams Name findet sich heute auch auf einem Briefkasten der salafistischen Moschee „As-Sahaba/Die Gefährten“ im Berliner Bezirk Wedding.

Dort wurde auch Florian L. regelmäßig gesehen. „Die Moschee gilt als Anlaufpunkt des gewaltbefürwortenden islamistischen Spektrums in Berlin“, heißt es in dem vertraulichen Bericht des LKA Brandenburg.

Auf die Airportbaustelle gelangte Florian L. als Mitarbeiter von City Control, einem Unterauftragnehmer von Securitas. City Control ist eine kleine Berliner Firma, die sich laut Selbstdarstellung eigentlich der „Prävention gegen Schwarzarbeit“ verschrieben hat.

Doch glaubt man Securitas, dann hatte City Control – entgegen der Vereinbarung – fünf Mitarbeiter eines weiteren Unterauftragnehmers namens Ibragim Security für den Flughafenjob angeheuert. Die Firma gehört dem 24-jährigen Ibragim B., einem deutschen Staatsbürger, der aus Grosnyj stammt, der Hauptstadt der russischen Teilrepublik Tschetschenien. Bereits vor zwei Jahren wurde gegen ihn wegen eines Delikts nach dem Aufenthalts-

recht ermittelt, laut LKA ging es um das „Einschleusen von Ausländern“. Die Staatsanwälte stellten das Verfahren damals aber wegen geringer Schuld ein.

Ebenfalls unter den Aufgegriffenen war ein in Kiew geborener 25 Jahre alter Mann sowie ein 21-Jähriger, der am Sonntagvormittag im braunen Kaftan die Wohnungstür öffnete. Der erzählte, er sei mehrere Tage auf der Baustelle gewesen, nach seiner Darstellung als „Praktikant“ bei City Control, bis vor zwei Wochen Zoll und Polizei vorbeikamen und offenbar gezielt nach Florian L. fragten. Der Konvertit habe offenbar gewusst, dass er unter Beobachtung der Polizei stehe, sagte der Arbeitskollege.

Florian L. hatte seinen Eltern ebenfalls von einem „Praktikum“ auf der Flughafenbaustelle erzählt. Sind dies Indizien dafür, dass es in der Tat nicht um die Vorbereitung eines Anschlags ging?

Die Flughafengesellschaft wiegelt bisher ab. Die Razzia habe anders als von LKA und Zoll behauptet ja gar nicht „auf der Baustelle“, sondern nur am Zugang zur Baustellenverwaltung stattgefunden. Dort sei Securitas für den Objektschutz zuständig, nicht aber auf dem Rest der Baustelle. Zwei der vom Zoll aufgegriffenen illegalen Beschäftigten bestätigten dem *stern* jedenfalls, dass sie an dem Flughafengelände als Zugangskontrolleure gearbeitet hatten.

Ministerpräsident Platzeck will nun, wie er auf eine Anfrage des *stern* erklären ließ, „gegebenenfalls eine Befassung des Aufsichtsrates“ der Flughafengesellschaft herbeiführen. Immerhin hatte der Berliner Senat erst im Februar vor „einer abstrakt hohen Gefährdung durch den islamistischen Terrorismus“ für den neuen Großflughafen gewarnt.

Der Vorgang sei durchaus „dramatisch“, gab sich auch ein Sprecher von Securitas zerknirscht. Man habe interne Ermittlungen aufgenommen.

Hans-Martin Tillack



Turiner Familienplanung

Aus Singles werden Paare – und schwups, ist es passiert. Mit dem 500L schafft Fiat Platz für die Bambini und plant auch selbst weiteren Nachwuchs



DETAILS

Das Cockpit ist bunt und hübsch anzuschauen (o.). Der 600 Multipla (u.) ist das historische Vorbild des 500L. Ähnlichkeit: gering

TECHNIK

Neben dem Basis-Benziner mit 1,4 Liter Hubraum und 95 PS gibt es einen 0,9-Liter-Zweizylinder-Turbo mit 105 PS sowie einen 1,3-Liter-Turbodiesel mit 85 PS. Normverbrauch: 6,2/4,8/4,2 Liter. CO₂: 145/112/110 g/km. Preis: ab 15 900 Euro



WAS WILL ER SEIN?

Die Fortsetzung einer Erfolgsgeschichte. Vom aktuellen Lifestyle-Auto Fiat 500, optisch einem kugelig-knuffigen Modell von 1957 nachempfunden, wurden seit der Markteinführung 2007 rund 800 000 Exemplare verkauft. So einen Bestseller möchte Fiat nun erneut landen – diesmal mit einem Van namens 500L. Das „L“ steht für large. Mit dem Familienauto will man eine ganze Autofamilie gründen; die 500 soll zur Marke werden. Dabei hat Fiat auch den US-Markt im Visier, denn seit der Übernahme von Chrysler und Jeep hat man dort einen Fuß in der Tür. Und Amerikaner mögen es bekanntlich large. In Turin plant man auch noch einen kleinen Geländewagen mit dem Arbeitstitel 500X. Die Markenstrategie um die griffige Zahl herum ist auch der Grund, warum der Neue nicht nach seinem Urahn benannt wurde, dem Fiat 600 Multipla aus den 50er Jahren. Dieses Auto war ein aufgeblasener 500, ein skurriles Gefährt mit sechs Sitzen und platter Schnauze, ein Vorfahre heutiger Vans. Technisch wie optisch sind die Gemeinsamkeiten zwischen damals und heute gering. Die frühen Generationen hatten Heckmotoren; heute sitzt der Antrieb vorn.

WAS KANN ER?

Köpfe verdrehen. Ähnlich wie der kleine 500 die Herzen erobert, bringt der 500L andere Verkehrsteilnehmer zum Staunen. Fußgänger bleiben wie angewurzelt stehen und schauen dem Fiat-Van nach. Das Kalkül könnte funktionieren – denn vom Niedlich-Finden zum Haben-Wollen ist es oft nur ein kleiner Schritt. Vor allem weil der 500L etwas bietet, was der 500 nicht hat: Platz. Fünf Personen reisen in einem geräumigen Abteil; der Kofferraum schluckt minimal 400 Liter, was 50 Liter mehr sind als im fast gleich langen VW Golf. Man sieht es dem 500L bloß nicht an; er ist eine Art optische Täuschung. Die abgerundete Form und das freundliche Gesicht lassen ihn kleiner wirken, als er ist.

WAS KANN ER NICHT?

Als Stadtfloh durchgehen. Auch wenn man zweimal auf die Maßangaben schauen muss, um es zu begreifen: Der 500L ist kein Parkplatz-Suchgerät mehr, sondern ein ausgewachsenes Allzweckauto. Für 4,15 Meter Länge wird eine reguläre Parklücke benötigt – sich irgendwo dazwischenzuquetschen, wie es beim Zweitürer zuweilen gelingt, funktioniert hier nicht mehr. Und die riesige Heckklappe, die beim

Beladen selbstverständlich sehr praktisch ist, stört in der Enge der City kolossal. Zumal sie, ganz aufgeschwungen, von kleinen Leuten kaum noch zu fassen ist. Enttäuschend ist die Motorenpalette. Vor allem das modernste Aggregat erreicht seine Papierform in der Praxis nicht. Der technisch aufwendige 0,9-Liter-Zweizylinder-Motor ist nur in der Theorie (Normverbrauch: 4,8 Liter) sparsam. Zum zügigen Mitschwimmen aber braucht er Drehzahlen – und dann erscheint auch schon mal ein Durchschnittsverbrauch von zehn, elf Litern auf dem Display. Der 1,3-Liter-Diesel hat ebenfalls Mühe mit dem großen Auto. Erstaunlich harmonisch klappt die Fortbewegung mit dem 1,4-Liter-Basis-Benziner, mit dem der 500L etwa 16 000 Euro kosten soll. Sein Normverbrauch ist zwar mit 6,2 Litern pro 100 Kilometer der höchste – aber im Alltag ist dieser Wert am leichtesten zu realisieren. Und seine 95 PS entfalten sich sehr gleichmäßig.

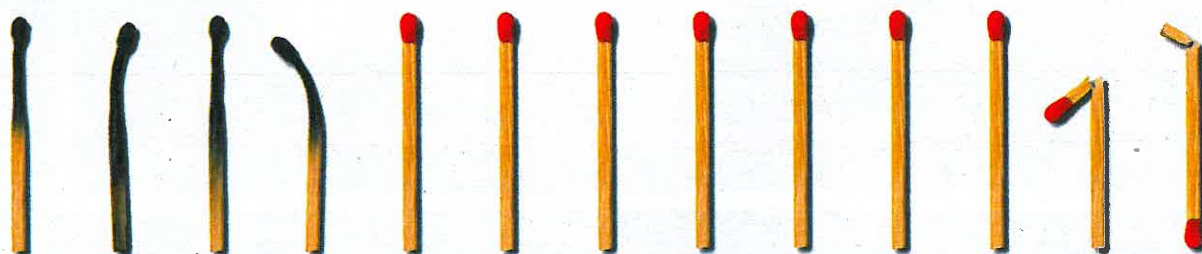
WAS IST ER?

Die gelungene Ausweitung des 500er-Konzepts für Familien und Leute, die Platz für ihr Hobby brauchen. Empfehlung: Basismotor wählen.

Frank Janßen



Für Goldbärsche! Tetsches dickes Buch: »Hoffentlich ist es nichts Ernstes«, Lappan Verlag, 208 farbige Seiten, 19,95 € www.tetsche.de



Rebus: Diese Abbildungen ergeben zusammen einen neuen Begriff. Auflösung aus *stern* 33: Humorredakteur



Brotlose Kunst

Was verdienen SCHAUSPIELER? Respekt und Anerkennung. Häufig aber nicht mal mehr das. Vom angeblichen Traumberuf können die meisten nicht mehr leben



Affen haben es gut. Kühe und Schweine auch, sogar Katzen. In einem kleinen Münchner Café sitzt Schauspieler Michael Brandner, Vorstandsvorsitzender des Bundesverbands der Film- und Fernsehschauspieler (BFFS), und denkt darüber nach, wie gut es in seinem Metier den Tieren geht. Denn deren Tagesgagen sind „in der Regel“ höher als die der hauptberuflichen menschlichen Mimen. So um die 1000 bis 1500 Euro pro Drehtag gibt es für den Affen, 450 für die Kuh oder das Schwein, 400 sind für die Katz – immer noch 50 Euro mehr als die 350 Euro am Tag, die ein ausgebildeter menschlicher Darsteller in den einschlägigen TV-Serien bekommt. Wenn er viel Glück hat.

Es ist der Tag, an dem die Schlagzeilen der Schauspielerin Silvia Seidel gewidmet sind, dem Star der Fernsehserie „Anna“, die 1987 Deutschland zu Tränen rührte. Silvia Seidel hat sich mit 42 Jahren depressiv und verarmt das Leben genommen. Um die Miete zahlen zu können, hatte sie ihre Lebensversicherungen verkauft.

Michael Brandner hat Silvia Seidel nicht persönlich gekannt. Aber die Situation, in der sie offenbar lebte, ist dem 61-Jährigen vertraut. Zum Teil aus eigener Erfahrung, vor allem aber aus den Berichten unzähliger Kollegen. Während er darüber spricht, fallen immer die gleichen Worte: „schäbig“, „unwürdig“, „Wegwerfware“. Und Brandner sagt: „Ich rate jedem jungen Menschen dringend vom Schauspielberuf ab.“

Es wird nicht viel nutzen: Der Job gilt noch immer als Traumziel junger Menschen. Tausende bewerben sich jedes Jahr an den 15 staatlichen Schauspielschulen oder Fachakademien in Deutschland. Daneben gibt es ungezählte private Schulen, die den Markt mit immer neuem, oft auch sehr gut ausgebildetem Nachwuchs versorgen. Natürlich gegen Studiengebühren – für rund 7000 Euro pro Jahr.

Um die 25000 Männer und Frauen arbeiten in Deutschland als Schauspieler, man sieht sie in Film und Fernsehen, auf roten Teppichen sowie auf den People-Seiten der Magazine. Wer dort erklärt, über sein nächstes Projekt noch nicht sprechen zu dürfen, könnte einfach auch gar kein neues Projekt haben. Ist arbeitslos und dringend auf der Suche.

Manchmal offenbaren sich Schauspieler ganz nebenbei: Als der „Tatort“-Kommissar Martin Wuttke einmal in einer Talkshow gefragt wurde, was ihn an dieser Rolle reize und warum er sie angenommen habe, antwortete seine Lebensgefährtin Margarita Broich in seitener Offenheit: „Wir hatten finanzielle Schwierigkeiten.“

Christian Kahrmann, dem der Sprung von der „Lindenstraße“ in „Das Wunder von Lengede“ gelang, beklagte in der „BZ“ eine „Friss-oder-stirb-Mentalität“ der Produzenten. Um seine Familie ernähren zu können, hat er vor Kurzem in Berlin ein Café eröffnet. Sein Kollege Florian Fitz, Grimme-Preisträger, wirft den TV-Anstalten vor, sich mit „billigen Formaten, Shows und Wiederholungen“ zu begnügen. In seinem Kollegenkreis gebe es immer mehr, die sich ein zweites Standbein aufbauen müssten.

„Ich habe mit meinem Beruf abgeschlossen“, sagt Andrea Bürgin, 55. Früher verdiente sie gut, stand unter anderem zwischen 1995 und 2004 für rund 70 Folgen der ZDF-Erfolgsserie „Girl Friends“ vor der Kamera. Seit vier Jahren bleiben größere Rollenangebote aus. Heute jobbt Bürgin in einem Berliner Schmuckgeschäft. Noch immer ist sie wütend, wenn sie über das TV-Geschäft spricht. „Es ist so würdelos, wie uns die öffentlich-rechtlichen Sender behandeln. Die setzen auf Game, Koch- und Talentshows und beim Filmen auf immer dieselben Gesichter. Für den Rest verpflichten sie junge Leute, die billig und bequem sind und zu allem Ja und Amen sagen. Ich bin kein unglücklicher Mensch, aber ich verstehe, dass sich verzweifelte →

Schauspieler in diesen Zeiten umbringen. Wer nicht stabil ist, stirbt an den Verhältnissen.“ Nach einer Untersuchung der Universität Münster zur Situation der Film- und TV-Schauspieler verdient die Hälfte der befragten Mimen weniger als 20000 Euro brutto pro Jahr. Wer so schlecht lebt, flüchtet sich in Galgenhumor: „Was sagt ein Schauspieler ohne Arbeit zu einem Schauspieler, der eine tragende Rolle hat: ‚Bitte eine Pizza mit allem!‘“

Darüber reden mag fast niemand. „Das kann tödlich für die Karriere sein“, sagt Michael Brandner. „Das ist, als ob einer bekennt, eine hochgradig ansteckende Hautkrankheit zu haben. Der wird von fast jeder Besetzungsliste gestrichen.“ Der Verband rät deshalb seinen 2200 Mitgliedern, sich nicht öffentlich zu ihrer Notlage zu äußern.

Das führt mitunter zu grotesken Situationen. Um Arbeitslosengeld zu bekommen und damit ihre Rentenansprüche nicht verfallen zu lassen, müssen sich arbeitslose Schauspieler regelmäßig bei der Arbeitsagentur melden. Brandner kennt Kollegen, die sich verkleiden, hinter falschen Bärten und unter Perücken verstecken, um nicht erkannt zu werden.

Mit dem Arbeitslosengeld I ist das schon so eine Sache: 180 Drehtage muss ein Schauspieler in zwei Jahren nachweisen, um diese Hilfe überhaupt zu bekommen. Schon diese Hürde ist für 70 Prozent der Schauspieler viel zu hoch. Wer sie nicht schafft, der landet sofort bei Hartz IV.

Darsteller wieder in Lohn und Brot zu vermitteln, das überfordert die Jobcenter. „Die schicken dich zu Fortbildungskursen, wo junge arbeitslose Schauspieler alten arbeitslosen Schauspielern erklären, wie man einen Job als Schauspieler findet“, sagt Michael Brandner. Er, der in etwa 200 Spielfilmen und TV-Produktionen zu sehen war, hat den Kurs auch schon machen müssen. „Unwürdig.“

Die Aussichten sind düster: Quoten- und Kostendruck führen

zu immer weniger Produktionen, die in immer kürzerer Zeit mit immer geringerem Budget und immer weniger Schauspielern gedreht werden. Die bekommen im Normalfall nur die Tage bezahlt, an denen sie wirklich vor der Kamera agieren. Vorbereitung, Proben, Reisekosten, Übernachtung zählen meist nicht dazu. „Es ist“, sagt Brandner, „als ob eine Sekretärin nur für die paar Minuten bezahlt wird, die sie benötigt, um einen Brief zu tippen.“

Gleichzeitig schrumpfen die Gagen, wegen der Krise und dank kreativer Juristen: „Rückstellungsvertrag“ heißt so ein Zauberwort. Ein Rückstellungsvertrag bedeutet, dass erst dann Geld fließt, wenn der Film Gewinn macht. „Buyout“, ein Begriff, der heute in fast jedem TV-Vertrag üblich ist, besagt, dass Wiederholungen im In- oder Ausland nicht mehr honoriert werden. Früher war das ein willkommenes Zubrot für die Darsteller.

Dazu kommt, dass Regisseure heute immer weniger bei der Besetzung der Rollen zu sagen haben. Sie können Vorschläge machen, die endgültige Entscheidung fällt irgendein Redakteur. Der steht aber – der Quote wegen – selbst unter immensen Druck.

„Genau das ist ein großer Teil des Problems“, sagt Harald Siebler, der in Berlin die Filmproduktionsfirma „Movie Members“ betreibt und selbst hin und wieder als Schauspieler vor der Kamera steht. „Die Redakteure bei den Fernsehsendern haben sehr viel Macht, aber auch sie sind von Angst gepeinigt. Was, wenn der von ihnen verantwortete Film floppt, weil sie sich für die falschen Schauspieler entschieden haben? Deshalb setzen die Sender immer häufiger auf dieselben Gesichter und produzieren dadurch immer mehr Verlierer: Wer einmal draußen ist, bleibt es in der Regel auch.“

Lieber sucht sich der Redakteur unter den üblichen „Neubauer-



Verzweifelt: Silvia Seidel, hier 1987 als „Anna“, nahm sich das Leben



Realistisch: Michael Brandner rät vom Beruf des Schauspielers ab



Wütend: Andrea Bürgin findet den Umgang mit Schauspielern „würdelos“

FerresGlas“-Verdächtigen seinen Star, der einen großen Teil des knapp bemessenen Budgets als Gage bekommt, aber auch eine Garantie dafür ist, dass jeder Pickel, den er während der Dreharbeiten erleidet, von den Boulevardmedien mehrspaltig gewürdigt wird. Den Rest teilen sich die Neben-, Klein- und Kleinstdarsteller bis hinab zur Leiche, die 50 Euro pauschal bekommt.

Und so verstärken Heerscharen arbeitsloser Schauspieler private Sicherheitsdienste, kellnern in Kneipe oder Eisdielen und tauchen ab im Meer der Niedriglohnpfänger.

„Bei Hämorrhoidenzäpfchen hört es auf. Das ist die Grenze“, versichert Martin Blondel (Name geändert), einer der bekanntesten deutschen TV-Stars, den man aus „Tatort“, Krimikomödien oder Serien kennt. Der 55-Jährige hat an einer der besten deutschen Schauspielschulen studiert und „nicht im Traum daran gedacht“, einmal in Werbefilmen auftreten zu müssen, um zu überleben. „Es gibt in unserem Beruf nur noch oben und ganz weit unten, aber keinen Mittelstand mehr.“ Und die Öffentlich-Rechtlichen, einst ein Hort der Seriosität, sind „ganz vorne mit dabei, wenn es darum geht, die Gagen zu drücken“.

Ganz langsam regt sich Widerstand. „Wir gehen baden und mit uns die Kultur“, skandierten etwa 150 Schauspieler Ende Juni beim Filmfest München. Knappe vier Kilometer vom roten Teppich entfernt planschten sie aus Protest gegen die Arbeitsbedingungen im Stachus-Brunnen. Jutta Speidel war unter ihnen, Hannes Jaenicke, Ursula Karven. Mit ihrer Demonstration wollten sie den BFFS unterstützen, der zurzeit mit dem Produzentenverband um neue Tarife verhandelt.

Michael Brandner glaubt nicht so recht daran, für den BFFS das Gehaltsniveau von Affen zu erreichen. Er orientiert sich eher an den Kühen.

Rupp Doinet, Nora Gantenbrink, Tobias Schmitz



Fehlt was? Fehlt nichts! Aline Westphal rockt auch ohne Instrument



Und spielt keinen einzigen Ton

Die wilde Aline Westphal aus Hildesheim ist Weltmeisterin an der LUFTGITARRE. Jetzt muss sie ihren Titel verteidigen

Schlagzeug und Bass knüpfeln den Rhythmus, der Song heißt „The Pretender“, er stammt von den Foo Fighters. Die Gitarristin schüttelt ihre rote Mähne und zuckt über die Bühne. Vor, zurück, hin und her. Mit der einen Hand jagt sie den Gitarrenhals auf und ab, mit der anderen schrubbt sie die Riffs. Kickt das linke Bein, das rechte, dann wirft sie ihr Instrument in die Luft und fängt es wieder auf. Noch ein paar Akkorde, dann ist Schluss.

Große Show, etwas aber fehlt: die Gitarre. Aline Westphal, 27, tut nur so, als ob, das jedoch allen Ernstes. Nicht verschämt zu Hause, sondern auf der Bühne, und so virtuos, dass sie es zu Weltmeisterehren brachte. Luftgitarre? Hat das nicht jeder mal gemacht, okay, fast jeder? Wenn im Konzert der Gitarrist zum Solo ansetzte, kam aus dem Publikum das vielfache Echo: Jungs und, ja, auch Mädchen, die selbstvergessen auf einer unsichtbaren Gitarre herumfingerten.

Heute kann man es mit dem So-tun-als-ob weit bringen, bis in den Norden Finnlands. Einmal im Jahr lädt die Stadt Oulu Luftgitarristen aus aller Welt ein, um auf dem Marktplatz vor Tausenden von Zuschauern den besten zu küren. Im vorigen Jahr ging der Titel zum zweiten Mal an eine Frau, zum ersten Mal nach Deutsch-

land: an Aline Westphal, die auf der Bühne The Devil's Niece heißt, Luftgitarristen von Rang brauchen einen Künstlernamen.

Jetzt reist sie wieder nach Finnland, dann hat sie 60 Sekunden Zeit, um ihren Titel zu verteidigen. „Reicht auch“, sagt Westphal. „Sonst wird es langweilig.“ Der Weltverband der Luftgitarristen, den gibt es natürlich auch, hat festgelegt, worauf es in dieser Minute ankommt: auf Technik, auf Bühnenpräsenz und, ganz wichtig, auf „Airness“, das Einswerden mit dem unsichtbaren Instrument.

Aline Westphal hatte sich lange nicht für Gitarren interessiert. „Erst kurz nach dem Abi bin ich Rockerbiene geworden“, erzählt sie. Nach der Schule zog sie aus ihrem Heimatort Großburgwedel nach Hildesheim, um Szenische Künste zu studieren, dort entdeckte sie eines Tages das Seminar „Medienästhetische Überlegungen zur Luftgitarre“. Sie sagt: „Das war selbst für unseren Studiengang eine schräge Veranstaltung.“ Verkopft sei das Seminar gewesen, mit Theorien von Susan Sontag

und Walter Benjamin. Den Schein aber gab es nur für diejenigen, die sich auch zur Deutschen Luftgitarrenmeisterschaft anmeldeten.

Zur ersten Sitzung brachte der Dozent eine Gitarre mit, damit die Studenten ein Gefühl für das entwickeln konnten, was sie später nicht in den Händen halten würden. Anschließend mussten sich alle im Kreis aufstellen und zum Solo von Led Zeppelins „Whole Lotta Love“ mimen. „Das hat verdammt viel Spaß gemacht“, sagt Westphal. „Ich wusste gar nicht, dass ich so etwas kann.“ In Klubs hätte sie früher schon gelegentlich Luftgitarre gespielt. „Wenn ein geiles Solo kam – aber nie bewusst.“ Bei ihr daheim steht eine alte akustische Gitarre, die hat sie sich mal von ihrer Mutter geborgt, um sich durch die Songs der „Ärzte“ zu spielen. „Aber Luftgitarre und echte Gitarre haben bei mir nichts miteinander zu tun.“

Als Westphal 2009 zum ersten Mal bei der Deutschen Meisterschaft teilnahm, landete sie auf Platz vier. Sie hat dann einfach weitergemacht. Mit ihrem Dozen-

ten und drei Kommilitonen die Luftrockoper „Four vs. Hellfire“ erarbeitet, eine Nummernrevue, mit der sie gerade bei der Metal-Messe in Wacken aufgetreten sind. Und sie hat sich ihrem Hobby wissenschaftlich genähert: Als Abschlussarbeit für die Uni schrieb sie „Die Kulturgeschichte der Luftgitarre“.

Dafür studierte Westphal, was die Champions aus Europa und den USA bei Wettbewerben gezeigt hatten. „Bei der Entwicklung meiner Nummer hat mir geholfen, dass ich gesehen habe, welche Moves überstrapaziert waren.“

Als Weltmeisterin steht sie in diesem Jahr unter besonderer Beobachtung – egal. „Es wird auf jeden Fall wieder ein großer Spaß, Oulu ist immer ein Familientreffen.“ Am Ende bekommt der Sieger stets eine Gitarre, eine echte.

Die Trophäe vom vergangenen Jahr steht bei Aline Westphal auf einem Ehrenplatz. „Ich habe sie noch nicht angerührt, nachher reißt noch eine Saite.“

Alf Burchardt

Luftrockoper in Wacken



Für Videostart den Bildcode mit dem Smartphone und einer App für QR-Codes scannen



Prost und Amen:
Filmszene mit
Christian Ulmen (l.)
und Nikolaus
Paryla als Papst

KINO

Segenhafte

Am Anfang stirbt die Schwiegermutter, beim Beten erschlagen von ihrem eigenen Kruzifix. Danach wird noch der Vatikan veralbert, der Papst beschimpft, und Marienwunder werden

gefälscht. Nein, „Wer's glaubt wird selig“, die neue Offenbarung von Marcus H. Rosenmüller, Deutschlands fleißigstem Heimatfilmer („Wer früher stirbt, ist länger tot“, „Sommer in Orange“), ist sicher nichts für fromme Gemüter. Alle anderen jedoch werden bestens unterhalten von der Provinzposse um einen Zugewanderten (Christian Ulmen), der seine

bayerische Wahlheimat möglichst schnell zum Wallfahrtsort küren lassen will, um sie so vor dem touristischen Aussterben zu retten. Das ist niedlich, ein wenig altmodisch und manchmal etwas zu viel Klamaus, doch allein der Auftritt von Fahri Yardim als italienischem Pater und modernem Wiedergänger von Don Camillo ist wirklich ein Segen. ★★★★★

PERSÖNLICH

Will Smith steht in Guantánamo Bay ganz oben auf der Popularitätsskala. Der „Miami Herald“ berichtet, dass seine 90er-Jahre-Sitcom „Der Prinz von Bel Air“ von den Häftlingen am liebsten gesehen wird. Die Videos der Serie gehören zum Bestand der insgesamt 28 000-teiligen Bibliothek des Hochsicherheitsgefängnisses auf Kuba.



KINO

Zerschnitzeltes

Das Personal von „360“, einer globalisierten Variante von Arthur Schnitzlers „Reigen“, ist imponierend. „Queen“-Autor Peter Morgan adaptierte, Fernando Meirelles („Der ewige Gärtner“) inszenierte, Hochkaräter wie Anthony Hopkins, Rachel Weisz (Foto) und Jude Law lieben, leiden und betrügen. Elegant konstruiert, aber insgesamt doch ziemlich seelenlos. ★★★



DVD

Dunkel-Brown

Die Polizei, dein Feind und Helfer, heißt es in „Rampart“, wenn Sgt. Dave Brown, beängstigend gespielt von Woody Harrelson, durch L.A. patrouilliert. Auch ein Korruptionsskandal, bei dem er einer der Hauptverdächtigen ist, bringt ihn nicht aus der Fassung. Ein Thriller, so dunkel wie die Uniform seiner Hauptfigur. Keine Überraschung, das Drehbuch schrieb James Ellroy. ★★★★★



KINO

Plagwerk

Ein Film mit Tilda Swinton ist eigentlich immer sehenswert. Für „We Need To Talk About Kevin“ verwandelt sich die Schottin in die von Schuldgefühlen und bösen Erinnerungen geplagte Mutter eines jugendlichen Amokläufers. Das unheimliche Drama fesselt mit visueller Wucht, psychologisch wirkt es eher banal und unausgegoren. Zwei Sterne nur wegen Tilda. ★★



KINO Vater Morgana

David, Fleischauslieferer und liebenswerter Taugenichts, bekommt eine Druckbetankung in Erwachsenwerden. Seine Freundin ist schwanger, und die Vergangenheit packt ihn am Kragen: 142 seiner 533 vor 20 Jahren via anonymer Samenspende produzierten Kinder wollen per Sammelklage erfahren, wer sich hinter dem Erzeuger-Pseudonym „Starbuck“ verbirgt. Absurde Herzerwärmungstherapie aus Franko-Kanada. ★★★

„Ihr Sperma hat eine sehr gute Qualität. Deshalb sind Sie der Erzeuger von 533 Kindern“

Keine guten Nachrichten für
Titelheld „Starbuck“



KINO Rebellion auf Rädern

Mag sein, dass es „This Ain't California“ mit der gewohnten Authentizität von Dokumentationen nicht so genau nimmt. Aber das Porträt einer rebellischen Skateboard-Clique vom Berliner Alexanderplatz, lauter Individualisten, die sich im Soziotop DDR ihre Freiheit einfach nahmen, geht derart ans Herz, dass man jede historische Erklärung sofort verzeiht. ★★★

BESTSELLER DER WOCHE Film

- 1. (1) Ted**
Darsteller: Mark Wahlberg, Mila Kunis;
Regie: Seth MacFarlane;
Besucher: 582 782; gesamt: 1 744 827
- 2. (-) Prometheus**
Darsteller: Noomi Rapace, Michael Fassbender;
Regie: Ridley Scott; Besucher: 310 061
- 3. (2) The Dark Knight Rises**
Darsteller: Christian Bale, Anne Hathaway;
Regie: Christopher Nolan;
Besucher: 261 560; gesamt: 2 536 899
- 4. (3) Merida – Legende der Highlands**
Animation; Regie: Mark Andrews, Brenda Chapman, Steve Purcell;
Besucher: 167 073; gesamt: 660 911
- 5. (4) Ice Age 4 – Voll verschoben**
Animation; Regie: Mike Thurmeier, Steve Martino;
Besucher: 158 578; gesamt: 5 743 682
- 6. (5) Der Lorax**
Animation; Regie: Chris Renaud, Kyle Balda;
Besucher: 20 618; gesamt: 377 997
- 7. (6) Fast verheiratet**
Darsteller: Emily Blunt, Jason Segel;
Regie: Nicholas Stoller;
Besucher: 18 017; gesamt: 509 763
- 8. (8) Ziemlich beste Freunde**
Darsteller: François Cluzet, Omar Sy;
Regie: Eric Toledano, Olivier Nakache;
Besucher: 13 648; gesamt: 8 579 399
- 9. (-) Das Schwein von Gaza**
Besucher: 13 147; gesamt: 41 903



Ein unerwünschter Fang des palästinensischen Fischers Jafaar avanciert zur ungewöhnlichen Friedenstaube: Eigentlich gelten Schweine in ganz Gaza als unrein, und so wachsen in dieser verrückten, feinsinnigen Komödie Israelis und Palästinenser, Soldaten, Terroristen und UN-Beamte zusammen in ihrem Bestreben, das schwarze Viech loszuwerden. Oder den größtmöglichen Profit aus ihm zu schlagen. Der französische Regisseur und Drehbuchautor Sylvain Estibal zeigt in seinem märchenhaften Spielfilmdebüt erfrischend humorvoll und mit poetischen Bildern, dass eine friedliche Zukunft im Gazastreifen durchaus möglich wäre. Eine utopische Botschaft, sicherlich. Aber auch eine hoffnungsvolle.

- 10. (10) Der Vorname**
Darsteller: Patrick Bruel, Valérie Benguigui;
Regie: Alexandre de la Patellière, Matthieu Delaporte; Besucher: 12 502; gesamt: 50 845

QUELLE: MEDIA CONTROL/RENTAK

BESTSELLER DER WOCHE DVD

- 1. (1) Zorn der Titanen**
Darsteller: Sam Worthington, Ralph Fiennes;
Regie: Jonathan Liebesman

2. (-) Ghost Rider: Spirit of Vengeance



Man konnte Nicolas Cage so einiges vorwerfen in den vergangenen Jahren. Seine grottige Rollenwahl. Oder seine komplett überzogenen Dar-

bietungen, die selbst Schauspielschülern peinlich wären. Dass das alles Methode hat, enthüllt er nun in den Extras dieses Action-Trashes über einen Biker aus der Hölle. Um beim Dreh die richtige Stimmung zu finden, habe er sein Gesicht schwarz-weiß angemalt, alte ägyptische Artefakte in sein Kostüm genäht und mit niemandem geredet. „Nouveau Shamanic“ nennt Cage seinen Stil und grinst. Vielleicht ist er ja doch der beste Schauspieler der Welt.

3. (2) John Carter

Darsteller: Taylor Kitsch, Lynn Collins;
Regie: Andrew Stanton

4. (4) Fünf Freunde

Darsteller: Valeria Eisenbart, Quirin Oettl;
Regie: Mike Marzuk

5. (3) Underworld: Awakening

Darsteller: Kate Beckinsale, Stephen Rea;
Regie: Måns Mårland, Björn Stein

6. (-) Die Frau in Schwarz

Darsteller: Daniel Radcliffe, Ciarán Hinds;
Regie: James Watkins

7. (-) Dame König As Spion

Darsteller: Gary Oldman, Colin Firth;
Regie: Tomas Alfredson

8. (6) Breaking Dawn – Bis(s) zum Ende der Nacht, Teil 1

Darsteller: Kristen Stewart, Robert Pattinson;
Regie: Bill Condon

9. (5) Die Reise zur geheimnisvollen Insel

Darsteller: Dwayne Johnson, Michael Caine;
Regie: Brad Peyton

10. (7) Best Exotic Marigold Hotel

D: Judi Dench, Bill Nighy; Regie: John Madden

11. (9) Sherlock Holmes: Spiel im Schatten

Darsteller: Robert Downey Jr., Jude Law;
Regie: Guy Ritchie

12. (13) Crazy, Stupid, Love

Darsteller: Steve Carell, Julianne Moore;
Regie: Glenn Ficarra, John Requa

13. (-) Haywire

Darsteller: Gina Carano, Ewan McGregor;
Regie: Steven Soderbergh

14. (12) Rubbeldiekatz

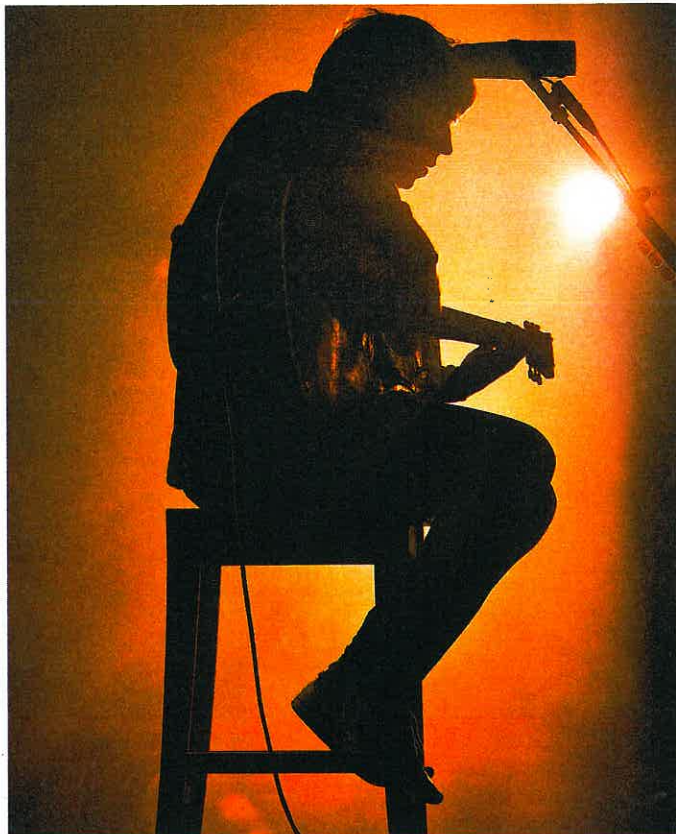
Darsteller: Matthias Schweighöfer, Alexandra Maria Lara; Regie: Detlev Buck

15. (11) Für immer Liebe

Darsteller: Channing Tatum, Rachel McAdams;
Regie: Michael Sucsy

POP Kammer spielen

Dieses Publikum möchte man gern mal kennenlernen. All diese Leute, die zwei Stunden lang so innig und konzentriert den Songs von **Philipp Poisel** folgen. Sind das lauter Menschenversteh-er, Sinnsucher, Gedichtbandler? Poisels Livealbum „Projekt Seerosenteich“ strahlt in seitsam entrückter, intimer Atmosphäre. So viel Stille, so viel leise Nachdenklichkeit. Ein Kammer-spiel mit Streichern, Kontrabass und Glockenspiel, das von einer Welt handelt, die sich auflöst in Tag- und Nachträumen. ****



PERSÖNLICH

Er starb im Mai mit 47 an Krebs, jetzt wird der letzte Wille von Adam Yauch erfüllt. Der frühere Beastie Boy hatte laut „Rolling Stone“ verfügt, dass seine Musik nicht für Werbezwecke eingesetzt werden darf. Die Band verklagt nun den Hersteller eines Energy-Drinks, der unerlaubt Songs verwendet hatte. Yauch hinterlässt Frau und Tochter ein Vermögen von 6,4 Millionen Dollar.



POP
Die Toten leben
Die deutsche Tour im Oktober ist längst komplett ausverkauft, und wer sich das erste neue Studioalbum von **Dead Can Dance** seit 16 Jahren anhört, versteht das sofort: Der Dunkelpop von Lisa Gerrard und Brendan Perry ist auch auf „Anastasis“ so zeitlos schön, so hinreißend elegisch, dass man sofort Mitglied werden möchte in diesem Kult aus Melancholie und Inbrunst. ****



KLASSIK
Motivierend
Anton Arensky (1861 bis 1906) war Lehrer von Rachmaninoff und Skrjabin, hinter deren Ruhm die Kompositionskünste des Russen ein wenig verblassten. Das **Klavierduo Genova & Dimitrov** rücken Arenskys Fähigkeiten mit einer feinen Aufnahme von dessen fünf Suiten für zwei Klaviere ins rechte Licht. Prägnante Motive, glitzernde Virtuosität. Eine Wiederentdeckung. ****



POP
Wut gemacht
Sie sind gerade erst im Mainstream angekommen und wollen da schon wieder weg: **Madsen** zieht es auf „Wo es beginnt“ zurück zu den Wurzeln, zum Punkrock. Aber was selbstverständlich daherkommen soll, klingt stellenweise nach arg bemühter Wut-Pose. Ein Madsen-Song aus der Kategorie Stadionhymne heißt „Es wird schon wieder gut“. Zweifel sind angebracht. ****

BESTSELLER DER WOCHE CD

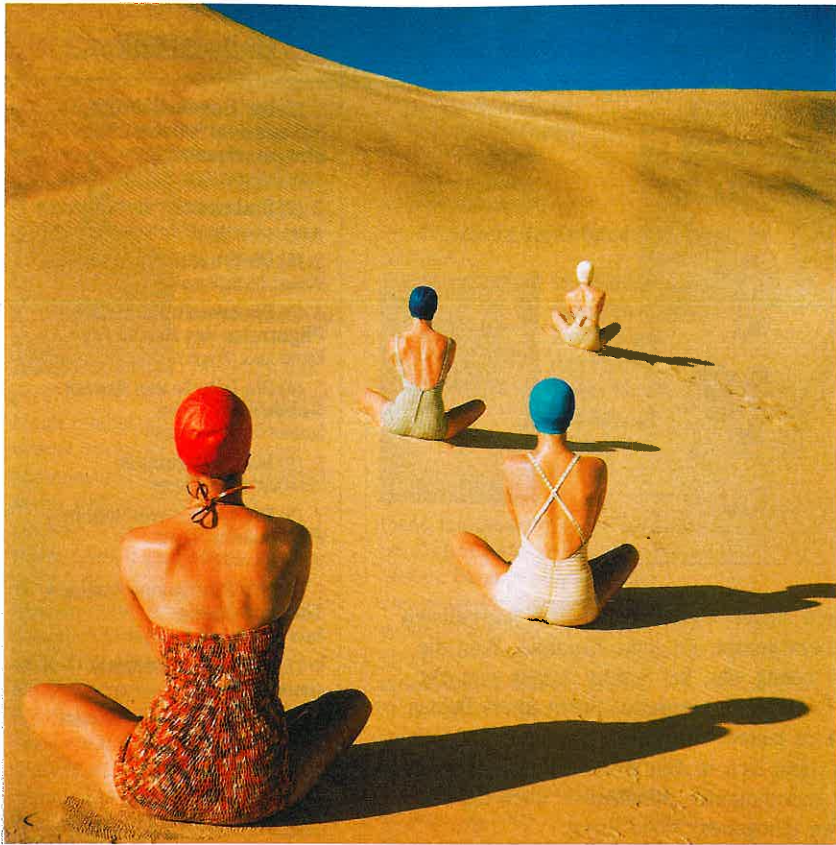
1. (-) Bis ans Ende der Zeit Amigos



Der brillianteste Erfinder der Neuzeit? Steve Jobs aus Kalifornien? Ha, da lachen wir ja. Was hat der schon

groß erfunden? Computer, Smartphones, ein schickes Ding, das Musik abspielt. Ein Fliegenschiss gegen das, was Karl-Heinz und Bernd Ulrich aus Villingen, Mittelhessen, erdacht haben: einen Automaten, der Schlager produziert. Das Gerät, der „Amigo“, steht bei den Ulrichs im Partykeller, neben der Tischtennisplatte und dem alten Hamsterkäfig. Man wählt einfach per Touchscreen Begriffe aus: Sehnsucht, Herz, Feuer, Nacht, Glück, Sterne, Tränen. Dazu ein paar Verben: trennen, brennen, weinen, scheinen. Den Rest erledigt die Maschine: Text, Musik, CD-Hülle, sogar die geschmackvolle Bühnenbekleidung. Die Brüder Ulrich gehen derweil zum Friseur oder eine Runde Geld zählen. Der „Amigo“ schickt nach etwa 24 Minuten eine SMS aufs Handy: „16 neue Songs fertig“. Im Display des Computers erscheint zusätzlich der Vorschlag, beim nächsten Auftritt weiße Sakkos mit fiesen Mustern zu tragen. „Super, Amigo“, lobt dann der Bernd, und „Amigo“ antwortet: „G-e-r-n-g-e-s-c-h-e-n-j-u-n-g-s!“

2. (1) **Raop**
Cro
3. (3) **Living Things**
Linkin Park
4. (5) **Ballast der Republik**
Die Toten Hosen
5. (9) **Bis ans Ende der Welt**
Santiano
6. (8) **Born To Die**
Lana Del Rey
7. (7) **Lichter der Stadt**
Unheilig
8. (10) **Live In A Beautiful Light**
Amy Macdonald
9. (12) **Classic 2**
Adya
10. (6) **21**
Adele
11. (11) **Handwritten**
The Gaslight Anthem
12. (13) **Auch**
Die Ärzte
13. (2) **Der Druck steigt**
Casper
14. (4) **Dark Roots Of Earth**
Testament
15. (14) **My Head Is An Animal**
Of Monsters And Me



BERLIN

Cool, sexy und exzentrisch

100 Jahre Modefotografie – das bedeutet 100 Jahre Ästhetik, Provokation, Wagnis. Für viele große Fotografen waren die Aufträge von Zeitschriften wie „Vogue“ und „Elle“ Herausforderung und Sprungbrett in die Welt der Kunst. In den Modestrecken der Fashion-Magazine konnten sie neue Techniken testen und ihren Stil finden. Klassisch wie Edward Steichen, sexy wie Helmut Newton, cool wie Peter Lindbergh und exzentrisch wie Mario Testino. Die Ausstellung „Zeitlos schön“ zeigt mehr als 150 Originalabzüge und viele der Zeitschriften, in denen sie gedruckt wurden (links: Clifford Coffin, „Vogue“, 1949). C/O Berlin, 18. August bis 28. Oktober.



KUNSTBUCH

Visionär

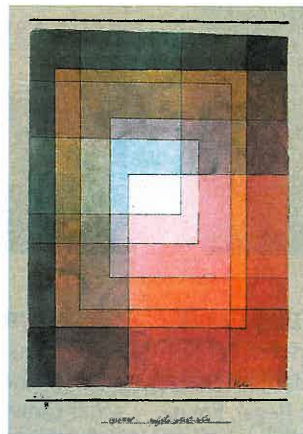
Neue Kunst für eine neue Welt schwebte ihm vor. **Wladimir Tatlin** (1885–1953) war einer der Visionäre der Russischen Avantgarde. Er entwarf das kühn geschwungene Denkmal für die III. Internationale, konstruierte eine Flugmaschine, malte aber Stillleben und Akte (oben, 1913). Wie vielseitig er war, zeigt ein wunderbares Buch aus dem Hatje Cantz Verlag, 39,80 Euro.



LUZERN

Ehrenwert

Er blieb sein Leben lang ein Geheimtipp, vergöttert von Kollegen, kaum wahrgenommen vom Rest der Welt. Eine großartige Ausstellung erweist dem Amerikaner **Paul Thek** (1933–1988) nun die Ehre, zeigt Filme und Fotos seiner Performances und absurdkomische Werke wie den Gartenzwerg (oben), der sich über das Spießertum lustig macht. Kunstmuseum, bis 18. November.



BERN

Natürlich

Mehr als zehn Jahre lang unterrichtete der Maler **Paul Klee** als „Meister“ am Bauhaus in Weimar und Dessau. Weil er überzeugt war, dass Kunst Intuition ist, lehrte er seine Schüler, wie man Natur, Farbe, Rhythmus, Bewegung und Konstruktion in Einklang bringt. Mit großem Erfolg. (Oben: „Polyphon gefasstes Weiß“, 1930) Zentrum Paul Klee, bis 6. Januar.

PERSÖNLICH

Johann König, 31, kaufte die Kreuzberger Kirche St. Agnes und macht sie zur Galerie. Während der Berlin Art Week lädt er erstmals in den Sakralbau aus den Sechzigern. Hintergedanke: Er sucht noch Mieter für das riesige Gemeindezentrum. Ein Restaurant wäre willkommen.





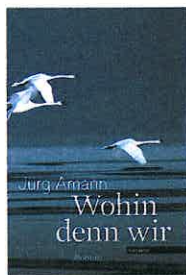
AUTOBIOGRAPHIE Bilderbuchleben

„Können Sie sich noch daran erinnern, wie Sie als Baby waren?“ – „Ja, sehr gut... Ich erinnere mich, dass ich das schönste Baby von Bordeaux war.“ Dann ging's erst einmal bergab. Der große französische Zeichner Jean-Jacques Sempé erinnert sich

in einem langen Gespräch mit dem Journalisten Marc Lecarpentier an seine Kindheit. Weil die schwer genug war, hat Sempé immer versucht, seine Feder ganz besonders leicht übers Papier gleiten zu lassen. Wie sehr sein zarter Strich beflügelt, lässt sich in den wunderbaren Zeichnungen seiner Autobiografie „**Kindheiten**“ noch einmal erfahren (Diogenes, 39,90 Euro). **★★★★★**

PERSÖNLICH

Amazons E-Book-Reader Kindle lässt sich gut lesen, liest aber auch selbst gern: Das Gerät speichert Nutzerverhalten. So wissen wir, dass der meistmarkierte Satz auf dem Kindle von Suzanne Collins stammt. Er lautet: „Denn manchmal passieren den Leuten Sachen, und sie sind nicht darauf eingerichtet, damit umzugehen.“ Korrekt. Datenspeicherung zum Beispiel.



ROMAN
Ödnis und Panik
Die Karrieren der Herren Hölderlin, Schelling und Hegel, Freunde seit Tübinger Studententagen, verlaufen wechselhaft. Die Wege der jungen Männer, die Jürg Amann 1969 nach Berlin schickt, sind von akademischer Ödnis und libidinöser Panik geprägt. Geschick pendelt „**Wohin denn wir**“ zwischen den Epochen, sezziert Träume, Trauer und Trägheit (Haymon, 17,90 Euro). **★★★★★**



ROMAN
Big fun mit Boris
Boris Johnson ist ein smarter und exzentrischer Clown. Zuletzt, kein Witz, kümmerte er sich als Londons Bürgermeister um seine Gäste. Als er noch mehr Zeit hatte, schrieb er einen sehr komischen Roman über Terrorismus, Politik, Eitelkeit und TV-Wahnsinn. „**72 Jungfrauen**“ ist politisch unkorrekt wie nur was, also big fun! (Haffmans & Tolkemitt, 19,95 Euro). **★★★★★**



JUGENDBUCH
Nur Mut
Eine Lovestory zwischen zwei krebserkrankten Jugendlichen: Die Figuren von John Greens Roman „**Das Schicksal ist ein mieser Verräter**“ behalten trotz aller Erniedrigung durch ihre Krankheit eine Würde und einen Humor, die Mut machen. Der preisgekrönte Jugendbuchautor schreibt einfühlsam, voll Hoffnung und absolut kitschfrei (Hanser, 16,90 Euro). **★★★★★**

BESTSELLER DER WOCHE Belletristik

1. (1) **Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand**
Jonas Jonasson (Carl's Books)
2. (2) **Bretonische Verhältnisse**
Jean-Luc Bannalec (Kiepenheuer & Witsch)
3. (6) **Die Frauen, die er kannte**
Michael Hjorth (Rowohlt)
4. (3) **Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry**
Rachel Joyce (Krüger)
5. (4) **Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe**
Suzanne Collins (Oetinger)
6. (9) **Mayas Tagebuch**
Isabel Allende (Suhrkamp)
7. (5) **Die Tribute von Panem – Flammender Zorn**
Suzanne Collins (Oetinger)
8. (8) **Die Tribute von Panem – Tödliche Spiele**
Suzanne Collins (Oetinger)
9. (11) **Das Alphabetaus**
Jussi Adler-Olsen (DTV)
10. (10) **Erinnerung an einen schmutzigen Engel**
Herning Mankell (Zsolnay)
11. (–) **Nullzeit**
Juli Zeh (Schöffling)



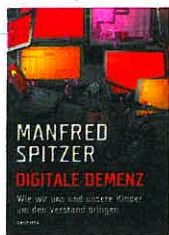
Der verschrobene Tauchlehrer Sven wollte eigentlich seine Ruhe haben auf Lanzarote, stattdessen platzt der Wahnsinn in Form eines Ferienpaares in sein kleines

Glück: Theo ist Schriftsteller, Jola Schauspieler. Für 14 000 Euro soll Sven die beiden für zwei Wochen rundum betreuen. Doch das geht fürchterlich in die Hose: Statt miteinander zu reden, kommunizieren Theo und Jola per SMS, ab und an würgt er sie, und sie dreht ihm die Luft an der Sauerstoffflasche ab. Sven begreift, dass Abgründe unter Wasser ein Fliegenschiss sind im Vergleich zum Geisteszustand seines Ferienpaares. Die Hölle, das sind die anderen. Juli Zeh ist ein schauderhaft schöner Psychothriller gelungen.

12. (7) **Das Lied von Eis und Feuer – Ein Tanz mit Drachen**
George R. R. Martin (Penhaligon)
13. (14) **Bei Hitze ist es wenigstens nicht kalt**
Dora Heldt (DTV)
14. (12) **Das Schicksal ist ein mieser Verräter**
John Green (Hanser)
15. (13) **Gregs Tagebuch – Keine Panik!**
Jeff Kinney (Baumhaus)

BESTSELLER DER WOCHE Sachbücher

1. (-) Digitale Demenz Manfred Spitzer (Droemer/Knaur)



Es soll sie ja noch geben. Die tapferen Nicht-Navi-User, die sich ganz allein bei Einbruch der Dämmerung durch den Straßenschun-

gel einer fremden Großstadt quälen, bis sie endlich nach schweißtreibender Stressfahrt am Ziel angekommen sind. Die tun das natürlich nicht, weil sie zu blödsind, ein Navi zu bedienen. Oh nein! Ist reines Gedächtnistraining. Laut Spitzer sind diese verirrten Seelen den Gerätehörigen intellektuell haushoch überlegen. Denn, so die steile These: Wer sich nur noch auf die sanfte Stimme des eingebauten Pfadfinders verlässt, läuft Gefahr, den Verstand zu verlieren. Digitale Technik ist Teufelszeug. Macht dumm, dick und depressiv. Mediale Konsumbeschränkung soll helfen. Andererseits: lieber ein schrumpfhirniger Nerd als nachts mit dem Auto allein durch Amsterdam.

2. (9) Das ARD-Buffer. Haushalts-1 x 1 Silvia Frank (Frech)

3. (2) Die Kunst des klaren Denkens Rolf Dobelli (Hanser)

4. (3) Duden – Die deutsche Rechtschreibung (Bibliographisches Institut)

5. (1) Ziemlich beste Freunde Philippe Pozzo di Borgo (Hanser Berlin)

6. (4) Make Love Ann-Marlene Henning und Tina Bremer-Olszewski (Rogner & Bernhard)

7. (-) Was mir immer wieder auf die Beine hilft Barbara Rütting (Nymphenburger)

8. (6) Schnelles Denken, langsames Denken Daniel Kahneman (Siedler)

9. (5) Weber's Grillbibel Jamie Purviance (Gräfe und Unzer)

10. (10) Jamies 30-Minuten-Menüs Jamie Oliver (Dorling Kindersley)

11. (8) Fit ohne Geräte Joshua Clark und Mark Lauren (Riva)

12. (14) Nimm's bitte nicht persönlich Barbel Wardetzki (Kösel)

13. (WE) Der Bro Code Barney Stinson (Riva)

14. (12) Expedition zu den Polen Steffen Möller (Malik)

15. (WE) The Magic Rhonda Byrne (Droemer/Knaur)

BESTSELLER DER WOCHE Taschenbücher

1. (1) Shades of Grey: Geheimes Verlangen E. L. James (Goldmann)

2. (2) Verwesung Simon Beckett (Rowohlt)

3. (-) Erwählte der Ewigkeit Lara Adrian (Lyx)



Das waren noch Zeiten, als Autoren und ihre Figuren aus einem Fleisch und Blut waren. Bram Stoker zum Beispiel, Erfinder des Vampirromans, musste seine ganze Kindheit

persönlich im Reich der Leblosen weilen. Denn der kleine Stoker konnte weder allein stehen noch gehen. Erst mit sieben Jahren wurde er wie durch ein Wunder von seiner rätselhaften Krankheit geheilt. Stoker wusste, was Wiederauferstehung von den Toten heißt. Er bürgte mit seiner Biografie für die psychologische Tiefe seiner Geschöpfe. Und was qualifiziert einen heute zum Aussagen eines der wunderbarsten Mythen der Popkultur? Lara Adrian arbeitete als Leiterin der Personalabteilung eines Automobilkonzerns, bevor sie Vampirromane schrieb. Aber was heißt schon „schreiben“? Heute wird nicht mehr geschrieben. Heute verwalten Personalleiterseelchen Haupt- und Nebenfiguren einer internationalen Verwertungskette.

4. (3) Die hellen Tage Zsuzsa Bánk (Fischer)

5. (4) Das Lächeln der Frauen Nicolas Barreau (Piper)

6. (5) Léon und Louise Alex Capus (DTV)

7. (7) Tschick Wolfgang Herrndorf (Rowohlt)

8. (6) Das Mädchen auf den Klippen Lucinda Riley (Goldmann)

9. (10) Die Sommerfrauen Mary K. Andrews (Fischer)

10. (8) Für Eile fehlt mir die Zeit Horst Evers (Rowohlt)

11. (9) Unter Haien Nele Neuhaus (Ullstein)

12. (11) Die fernen Stunden Kate Morton (Diana)

13. (14) Der Junge, der Träume schenkte Luca Di Fulvio (Bastei Lübbe)

14. (12) Der Sommer ohne Männer Siri Hustvedt (Rowohlt)

15. (13) Sieben Tage ohne Monika Peetz (Kiepenheuer & Witsch)

FinnComfort®

Der Schuh zum Wohlfühlen.



Damen-Halbschuh
» PASADENA

- » Superbequem-Fußbett
- » Vitalisierendes Reflexzonen-Bett
- » Optimale Auftrittsdämpfung
- » Geeignet für individuelle Einlagen
- » In Deutschland gefertigt



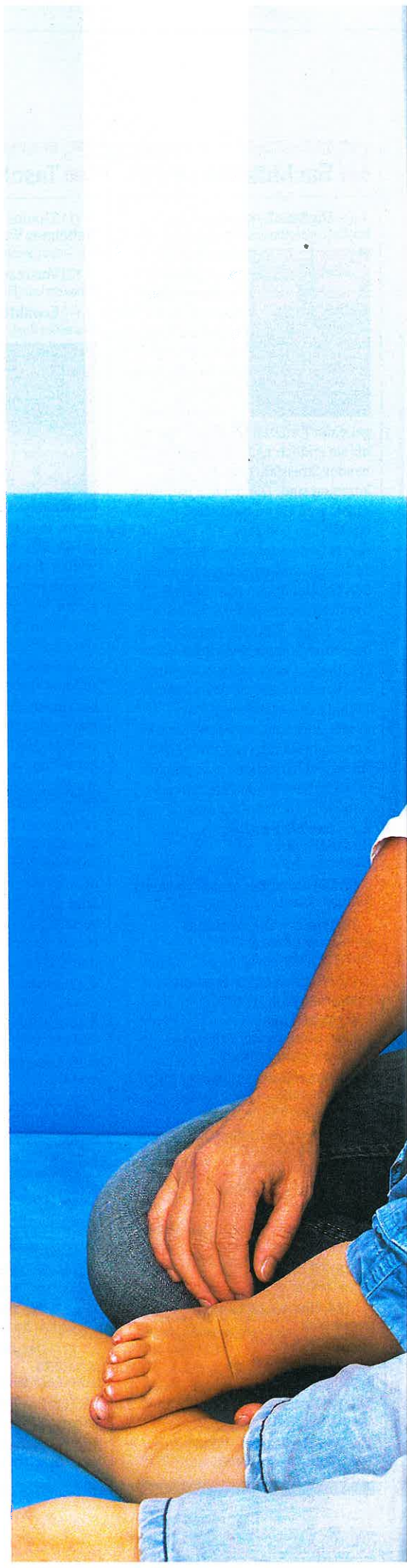
Jetzt Katalog anfordern unter
www.finncomfort.de

FINNCOMFORT · 97433 HASSFURT/MAIN

Mamma mia!

Sie ist die Seelen-Sanitäterin deutscher Frauen: Mit einem Roman von **ILDIKÓ VON KÜRTHY** lässt sich jede Problemzone besser ertragen. Jetzt hat die Bestsellerautorin über ihre Schwangerschaft und ihr Leben als Mutter geschrieben. Mit dem *stern* wagte sie einen Ausflug an die Orte ihrer Kindheit

Ildikó von Kürthy mit ihren Söhnen Leonard, 2, und Gabor, 5





Von **OLIVER CREUTZ** (Text)
und **VOLKER HINZ** (Fotos)

Sie ist gerührt. Zum einen von sich selbst. Ildikó von Kürthy hat auf der Fahrt in ihre Heimat der Hörbuchversion ihres neuen Buchs gelauscht, der Geschichte ihrer Schwangerschaft und ihres ersten Jahres als Mutter. „Unter dem Herzen“ erscheint am 17. August in einer Startauflage von 100 000 Stück. Zum anderen ist sie gerührt, weil sie sich Laurensberg nähert, einem Teil Aachens. Hier wurde Kürthy 1968 geboren, hier ist sie aufgewachsen.

Wir biegen ab an der Haltestelle „Haus Linde“, von der aus sie früher mit dem Bus zur Schule fuhr. „Da“, sie zeigt nach links, „auf dieser Mauer bin ich als Kind balanciert. Sie kam mir hoch vor.“ Wir halten vor einem Haus, dem ein Neuanstrich gut stünde. Ihr Elternhaus. Kürthy öffnet das hüfthohe Metalltor. „Als Mädchen dachte ich, ich wohne in einem Palast mit Freitreppe.“

Sie kehrt immer mal wieder an diesen Ort zurück, auch wenn ihre Eltern nicht mehr leben. Sie starben, als Kürthy Mitte 20 war. „Ich hatte da nicht das Gefühl, eine Tragödie zu erleben“, sagt sie. Doch seit sie selbst Kinder hat, vermisste sie die Eltern schmerzlich. „Unter dem Herzen“ hat Kürthy ihrer Mutter gewidmet.

Im Buch blendet sie an vielen Stellen zurück in ihre Kindheit. Sie entdeckt sich als Mutter und erkundet zugleich die eigene Biografie. Dem *stern* zeigt sie Orte, die sie geprägt haben, hier wurde sie, was sie ist: eine der meistgelesenen Autorinnen des Landes. Und da sie öffentliche Auftritte gern vermeidet – „Ich bekomme schon Herzrasen, wenn ich auf Facebook poste“ –, ist sie die vielleicht unbekannteste Bestsellerautorin des Landes.

Kürthys Bücher, bisher allesamt unterhaltsame Romane über weibliche Eigentümlichkeiten, wurden mehr als sechs Millionen Mal verkauft. Kürthy arbeitete als Redakteurin, auch beim *stern*. Seit knapp drei Jahren schreibt

sie für die „Brigitte“ die Kolumne „Problemzonen“. Eine typische Reaktion von Leserinnen auf diese Texte: „Die meint ja mich.“

Auch in ihrem neuen Buch ist der Wiedererkennungseffekt programmiert. Kürthy hat in den vergangenen Jahren neue Orte kennengelernt, die auch anderen Frauen vertraut sind: den Geburtsvorbereitungskurs, den Kreißsaal, die Krabbelgruppe, den Spielplatz.

„Unter dem Herzen“ ist weder Ratgeber noch Streitschrift, sondern eine Reportage aus dem Allerprivatesten. So ist das Leben als Mutter, sagt es den Leserinnen. Erwartet nicht zu viel, aber freut euch darauf! Und: Überdenkt eure Rolle in der Partnerschaft und am Arbeitsplatz! Es geht um tiefe Gefühle und ungeahnte Brustumfänge, aber auch darum, über sich selbst lachen zu können. Und darum, ob eine Frau, die Mutter wird, automatisch am Ende der Karriereleiter angekommen ist.

Wer Tipps zum Muttersein oder Argumente für die Geschlechterdebatte sucht, wird von anderen Büchern besser bedient. Kürthy weiß, dass da draußen berechtigte Diskussionen um Quoten, Herdprämie und Frauenrollen toben. Aber das ist nicht ihr Geschäft. Im Kampfgetümmel an der Geschlechterfront ist sie das Rote Kreuz: Bei ihr werden die Wunden versorgt. Hier darf man sich erholen, wird getröstet, lernt man andere Verwandte kennen. Nach der Lektüre kann die Leserin emotional aufgerüstet draußen weiter streiten.

Als die heutigen Bewohner des Elternhauses Kürthy am Gartentor sehen, öffnen sie die Tür. Kürthy betritt das Reich ihrer Kindheit. Links die Küche, geradeaus das ehemalige Arbeitszimmer des Vaters, eines Professors für Pädagogik. „Es waren oft Studenten zu Besuch, die meinem Vater vorgelesen haben.“

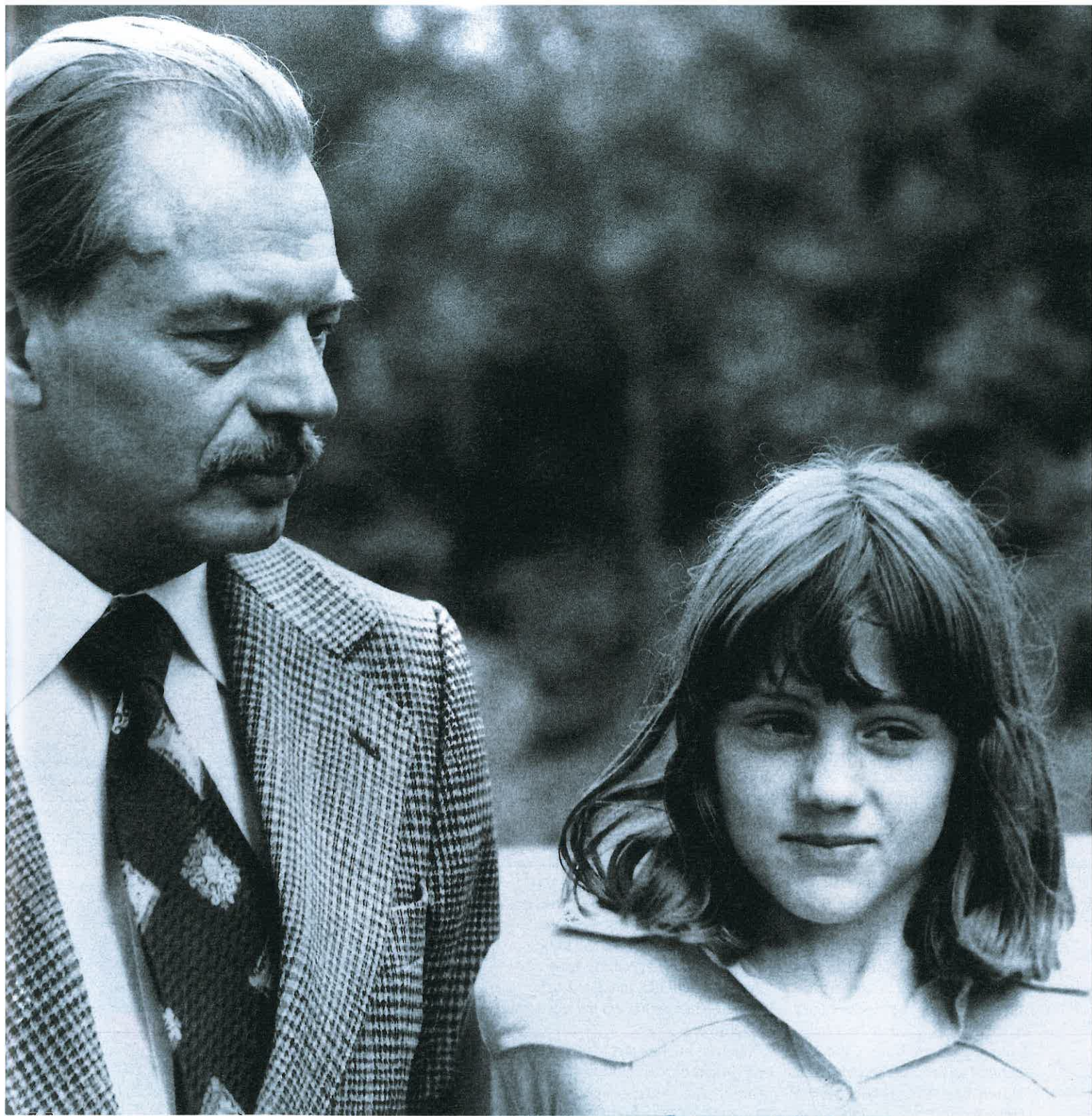
Thomas von Kürthy hatte sein Augenlicht 1950 in einem ungarischen Gefängnis verloren; er war ein politischer Häftling, Gegner

der damaligen stalinistischen Regierung. In den Wirren des Volksaufstands von 1956 floh er aus dem Land. In Münster lernte er seine spätere Frau Auguste kennen. 1964 zogen sie nach Aachen.

Im Hause Kürthy war Sprache das Hauptwerkzeug. „Meine Mutter hat meinem Vater immerfort vorgelesen, Tageszeitungen, wissenschaftliche Arbeiten, Literatur. Ich stand von Anfang an unter einer Wortberieselungsdusche“, sagt Kürthy. Äußerlichkeiten waren nicht so wichtig. „Meine Mutter hängte Bilder dort auf, wo die Tapete beschädigt war – meistens in Bodennähe. Der einzige Schminkipp, den sie mir fürs →

Er steht noch:
Ildikó von Kürthy hat beim Besuch im früheren Elternhaus (unten) den alten Quittenbaum entdeckt. Er sei mal prachtvoller gewesen, sagt sie





„Erstaunlich, wie viele
Ängste ich habe, wo ich
doch mit so viel
Liebe aufgewachsen bin“



**Ildikó und ihr
Vater: Thomas von
Kürthy lehrte
als Pädagogik-
professor in
Aachen. Er war
mit Anfang 20
erblindet**

**„Ich habe ihn doch
immer geführt“:
Vater und Tochter
gehen spazieren**

Leben mitgegeben hat, lautete: Du kannst den Lippenstift auch als Rouge benutzen.“

Wenn Vater und Tochter Kürthy durch die Karl-Friedrich-Straße in Laurensberg spazierten, führte nicht der Mann das Mädchen, sondern das Mädchen den Mann. „Einmal sprach mich ein Gast in der Frittenbude an: ‚Wir finden das klasse, wie du das mit deinem Vater machst. Kannst dir was bestellen.‘ Ich bekam eine Cola, ohne zu wissen, womit ich sie verdient hatte. Ich hatte meinen Vater doch schon immer geführt.“

Ildikó von Kürthy konnte ihren Vater nicht mit Schmollmund und Augenaufschlag bezirzen. „Der war ja nur Ohren.“ Sie gewann ihn mit Worten. „Flirten mit Körpersprache ist für mich bis heute ein fremdes Terrain“, sagt sie. „Ich muss sprechen, um jemandem den Kopf zu verdrehen.“

Im Garten erkennt Kürthy den Quittenbaum wieder, um den sie mit zehn oder elf Jahren herumgegangen sei: „Ich habe mit Worten gefochten, habe mir Begriffe ausgedacht, habe schöne Sätze gebildet.“ Vom Elternhaus ist es nicht weit bis zum Friedhof. Kürthy steuert ein kleines Grab mit schmalem Stein an.

Wenn sie nach Aachen reist, wie neulich zum 25. Jahrestag ihres Abiturs, kommt sie als Erstes hierher. Hier redet sie mit ihren Eltern, mit denen sie gern ihre Sorgen und ihr Glück teilen würde und denen sie noch so viele Fragen zu stellen hätte. Aber hier sammelt sie auch die Namen für ihre Bücher. Die schrägen, verdrehten Figuren ihrer Romane haben ihren Ursprung auf dem Friedhof von Laurensberg. „Jüngst bin ich auf einen Namen gestoßen, den würde mir kein Leser glauben: Erasmus Schlapp.“ Der Twist vom Traurigen ins Frohgemute: Auch das ist typisch für Ildikó von Kürthy.

Sieben Frauenromane hat sie seit 1999 veröffentlicht. Sie sehen alle ziemlich gleich aus, man sieht häufig Frauenfüße oder Frauenschuhe auf dem Umschlag. Darauf habe Kürthy selbst bestanden, erzählt ihre Entdeckerin, die Lektorin Britta Hansen. „Sie woll-

te unbedingt nackte Füße auf ihrem Debüt ‚Mondscheintarif‘.“

Hansen, die damals beim Rowohlt-Verlag arbeitete, war beim Lesen des *stern* auf Kürthy gestoßen: „Sie beschrieb, in welchen absurden Situationen Männer Heiratsanträge machen, etwa kurz vorm Abendessen, wenn die Frau mit Schürze am Herd steht. Ich dachte: Davon bitte ein ganzes Buch.“ Das bekam sie: Die Auflage von „Mondscheintarif“ in der Taschenbuchausgabe steht aktuell bei 1,7 Millionen. Die folgenden Romane erschienen als gebundene Ausgaben – und jedes verkaufte sich besser als sein Vorgänger.

Die Kritiker rümpfen meist die Nase über Kürthys Bücher. Ihnen erscheinen die Stoffe zu trivial, oder sie entdecken den Geruch von „Mottenkiste“ oder Sujets des „Groschenromans“ (so jeweils die „Zeit“) sowie einen „Baukasten, dessen Versatzstücke von Mal zu Mal ein wenig anders kombiniert werden“ („SZ-Magazin“).

Entgangen ist den professionellen Lesern allerdings, dass Kürthy eine Art Lebensroman schreibt: Jeden Schritt, den die Autorin geht, gehen ihre Heldinnen nach. Kürthys Romane bleiben nah am Erlebnishorizont der Autorin. Dieser Horizont ist eng gesteckt, oder wie Kürthy sagt: „Ich habe Laurensberg eigentlich nie verlassen. Innerlich bin ich ein Dorf. Ich bleibe immer da, wo ich mich auskenne.“

Kürthys Bücher begleiten die Leserinnen durch die Kurven des Lebens. Am Anfang stand die Singlefrau im Mittelpunkt, die auf den erlösenden Anruf wartet. Es folgten der Betrug, der Ausbruch, ziellose Affären, ein Heiratsantrag. Später ging es um die Unzufriedenheit der 40-Jährigen sowie den Kinderwunsch – und nun, in „Unter dem Herzen“, um seine Erfüllung.

Wenn man so will, schreibt Kürthy wie viele Autoren leitmotivisch. Jeder hat so sein Thema: Thomas Mann die Knaben, John Updike den Ehebruch – Ildikó von Kürthy das Bindegewebe. „In

gewisser Weise übe ich einen sozialen Beruf aus“, sagt sie. „Ich entlaste schreibend diejenigen, die Probleme haben mit fünf Kilo zu viel, mit einem Mann, der sie betrügt, mit einem Chef, der sie mobbt. Das mögen Klischees sein, aber es sind ernst zu nehmende Probleme in normalen Leben.“ Viele Leserinnen scheinen in Kürthys Bücher zu blicken wie in einen Spiegel. Nicht alles, was sie da sehen, gefällt ihnen, aber sie machen es wie die Autorin: Sie lachen die Makel weg.

Die Werbemanagerin und Markenspezialistin Karen Heumann, die für eine Agentur das deutsche Durchschnittswohnzimmer →



„Wie isses?“
In der Aachener
Innenstadt
trifft Kürthy auf
alte Freunde

Sammelstelle:
Wenn Kürthy
das Grab der
Eltern besucht,
schaut sie auf
dem Friedhof
auch gleich
nach Namen für
Romanfiguren





„Ich muss sprechen,
um jemandem den Kopf
zu verdrehen“



Karl und Kürthy:
die Autorin vor
dem Aachener
Rathaus. Über dem
Eingang thront
Karl der Große

**Lachen geht
auch ohne Zähne:**
Ildikó im
Grundschulalter

eingerrichtet hat, sagt, der Erfolg der Kürthy-Bücher liege darin begründet, dass die Autorin einen zwar humorvollen, aber auch schonungslosen Blick auf sich selbst werfe. „Kürthy schreibt ohne innere Firewall“, sagt Heumann. Sie verdichte ihre Gedanken und Schwingungen, die sie bei anderen spürt, zu Literatur, die sehr nah am Leben sei. Das sei eine besondere Kunst. Viele Leserinnen denken: Endlich spricht es mal jemand aus! Denn in vermeintlich kleinen Alltagsproblemen der Frauen lägen oft Themen gesellschaftlicher Tragweite. „Sie gibt dem atmosphärischen Unbehagen der Frauen ein Gesicht und erteilt den Leserinnen Absolution durch Humor“, so Heumann.

Eine Landstraße, die aus Aachen hinausführt. Kürthy will das Monster zeigen, das eines Tages in ihr Leben trat. Aus den grünen Hügeln taucht eine Art Fabrik auf: das Klinikum, ein modernistischer Bau aus Stahlbeton. Hierhin ging Kürthys Vater, um sich am Herzen operieren zu lassen. Seine letzten Worte an die Tochter lauteten: „Ich hab dich lieb, mein Schätzchen.“ Er wachte nach der Operation nicht mehr auf. Ein Jahr später kam ihre Mutter hierher, um gegen den Krebs zu kämpfen. Sie verlor.

Nach dem Abitur hatte Kürthy im Klinikum ein Praktikum als Krankenpflegerin absolviert: „Vierte Etage, Herz-Gefäß-Chirurgie, die Station, auf der die Leute starben. Dort habe ich das Fürchten gelernt.“ Vielerlei Ängste schlichen sie seither an, vor verschlossenen Räumen, vor dem Fliegen. Noch heute meidet Kürthy Tunnel und hohe Geschosse. Sie will sich immer in der Nähe eines Fluchtwegs aufhalten. „Es ist schon erstaunlich, wie viele Ängste ich habe, wie viele Unsicherheiten – wo ich doch mit so viel Liebe und Ermutigung aufgewachsen bin.“

Sie hat es mit Therapien versucht, erfolglos. „Ich bin resistent.“ Wie erklärt sie sich die kleinen und großen Phobien? „All diese Ängste sind Ausdruck meiner Furcht davor, das Gewohnte zu verlassen. Diese Einschrän-

kungen haben mir allerdings viel eingebracht. Ich war gezwungen, mir die kleine Welt rings um mich herum interessant zu machen.“

So lud Kürthy, die Reisen scheut, in ihrer *stern*-Zeit prominente Interviewpartner in ihre Küche. Auch Kürthys Freunde kommen hier zusammen. „Ich lehne es ab, einen Abend zu verbringen mit Gesprächen darüber, wo es auf Mallorca auch abseits des Massentourismus schöne Plätzchen gibt.“ In den vergangenen Jahren drehten sich die Gespräche zusehends um Kinder. All das Für und Wider, das Auf und Ab im Gefühlshaushalt, das Glück und das Beschwerliche hat sie nun aufgeschrieben.

Kürthy ist eine späte Mutter. Sie bekam den ersten Sohn mit Ende 30. Wie jede andere Mutter ist sie überzeugt, dass ihre Kinder weit herausragen aus der Masse breiverschmierter, nervenzerrender Windelträger. In ihrem Buch schildert sie Schwangerschaft, Kreißsaal und die ersten Monate als kleine Familie. Manche bislang kinderlose Leserin wird nach der Lektüre möglicherweise die Pille absetzen.

Es hagelt Pointen, es rinnen Tränen, und auf dem Höhepunkt, der Geburt, greift die Autorin sogar zu einem ihr meist fremden Stilmittel: dem Pathos. Sie schreibt: „Das war nicht mein Kind, und ich war nicht seine Mutter. Es war genau andersherum. Das Kind hatte mich geboren.“ Und: „Mein Sohn hatte die Augen von Yoda.“ Yoda ist der runzlige Weise in der „Star Wars“-Saga. „Er war der Meister, der schon alles gesehen hatte, und ich kam mir vor, als sei ich vollkommen unwissend.“

Die Kinder haben Kürthy verändert, wenn auch nicht ganz so, wie sie erhofft hatte: „Eine Mutter wird nicht automatisch mütterlich. In mir ist kein Kuchenback-Gen aufgetaucht, mir gelingen immer noch keine Weihnachtspätzchen. Ich gehe nicht auf in Basteln und Lego-Bauen. Ich merke, wie wenig ich Pädagogin und wie sehr ich Mensch bin. Die Pädagogik kommt nicht mit der Nachgeburt auf die Welt.“



Video:
Gespräch mit Ildikó von Kürthy
Für Videostart den Bildcode mit dem Smartphone und einer App für QR-Codes scannen

So unvollendet ist sie in Krabbelgruppen gegangen, hat sich Diskussionen anderer Mütter über Erziehung ausgesetzt. Was sie sofort und unumstößlich störte, war der Perfektionismus, der um sich greift. „Da sind Frauen, die leben nicht mit ihrem erengelhaften Wunschkind, sondern nur für dieses Kind. Sie wollen alles richtig machen. Sie überschlagen sich darin, Geburtstage zu organisieren, sie verplanen die Nachmittage mit Frühförderung.“ Das hat sie beeindruckt: „Natürlich wollte ich mithalten können, als ich im Sandkasten hörte, wie die kleine Gwendolin schon fließend drei Sätze Chinesisch spricht, während mein Sohn immer noch ‚kaka kaka‘ zu allem sagt.“

Kürthys Ältester wird bald sechs, und sie hat genug mitgemacht, auch mit sich selbst, um eine Botschaft an alle Eltern zu senden: „Lasst eure Kinder in Ruhe!“ Die sollen sich auch mal langweilen dürfen. Ein glücklicher Tag ihrer Kindheit sah für Kürthy so aus: „Im Planschbecken spielen, Mama rubbelt meine Haare trocken, ich schlafe ein und höre die Stimmen meiner Eltern, die sich auf der Terrasse unterhalten.“ An Geigenunterricht und Schwimmverein-Drill würde kein Kind gern zurückdenken.

Ildikó von Kürthy nimmt bereits wieder Distanz zum Muttersein ein. Ihr Leben laufe zu glatt: „Ich lebe so, wie ich es mir immer gewünscht habe: mit Mann und Kindern in guter Gegend. Das ist erfreulich – aber kein Romanthema. Ich war immer ein braves Mädchen, das die Musik schon leiser machte, bevor sich jemand beschwert hat. Jetzt versuche ich, ein paar Abenteuer in mein Leben einzuladen.“

Ihre Ängste, das sei das Gute am Älterwerden, schleichen sich langsam wieder weg. Aber plötzlich angstfrei und ausgeglichen? „Das wird nicht passieren, denn dazu hänge ich viel zu sehr an meinen Neurosen. Ich denke aber, es wird Zeit, dass ich die Musik in meinem Leben lauter drehe.“

Mit Recherchen
von Nora Gantenbrink

Mutterglück und Mutterstress: Das neue Buch erscheint am 17. August



Was macht eigentlich der Düsseldorf Elfmeterpunkt-Dieb?

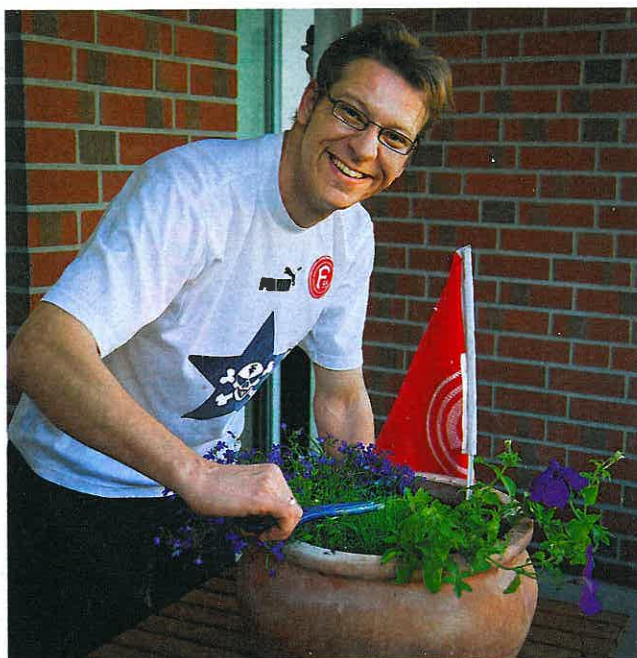
Der 35-jährige Fortuna-Fan wurde zum bekanntesten Chaoten beim SKANDALSPIEL der Bundesliga-Relegation 2012

Trophäenjäger: André P. am 15. Mai 2012 im Düsseldorf Stadion beim Ausbuddeln des Elfmeterpunktes vor dem Tor der Hertha



HINTERGRUND

Beim Relegationsrückspiel zwischen Fortuna Düsseldorf und Hertha BSC zum Aufstieg in die Erste Bundesliga war es am 15. Mai 2012 zu einem Eklat gekommen. Noch vor Ablauf der siebenminütigen Nachspielzeit (Stand 2:2) wurde der Platz des Stadions von Fortuna-Fans gestürmt; Schiedsrichter Stark unterbrach das Spiel 20 Minuten lang, um es dann für rund 90 Sekunden fortzusetzen. Fortuna Düsseldorf stieg auf, wurde aber vom DFB mit harten Sanktionen bestraft.



Kleingärtner: André P., Vater eines siebenjährigen Sohnes, mit dem eingepflanzten Rasenstück auf seinem Balkon am Rande von Düsseldorf

André, was ist aus dem ausgegrabenen Elfmeterpunkt geworden?

Er steht auf meinem Balkon in einem Blumenkübel. Ich gieße und schneide ihn, das ist meine Trophäe, die gebe ich nicht mehr her.

Also noch immer mächtig stolz auf Ihren Coup?

Das war mein Traum. Es tut mir nicht leid, dass ich den Elfmeterpunkt geklaut habe, es tut mir aber sehr leid, dass ich ihn zu früh ausgebuddelt und der Fortuna so geschadet habe. Das wollte ich nicht.

Immerhin, Sie haben sich an fremdem Eigentum vergreifen.

Es ist nicht erlaubt, aber absolut üblich unter Fans, bei großen Erfolgen ein Stück vom Rasen mitzunehmen. Ein Elfmeterpunkt ist dabei das Nonplus-ultra. Beim Aufstieg von der dritten in die zweite Liga woll-

te ich es schon versuchen, hatte aber keine Karte bekommen. **Sie sind zwei Minuten vor Abpfiff auf den Platz gerannt ...**

Ein riesiges Missverständnis. Wir standen in der ersten Reihe, konnten es kaum erwarten, loszustürmen. Die Securities machten durch Rufe und Gesten klar, dass das Spiel noch nicht zu Ende ist. Dann gab es diesen ominösen Pfiff, und die Ordner gingen zur Seite. Für mich und die anderen Fans war klar: Das Spiel ist aus.

Haben Sie gar nicht realisiert, dass da etwas falsch läuft? Selbst ein Ordner konnte Sie nicht stoppen.

Ich habe mich nur auf die Königsdisziplin konzentriert, den Elfmeterpunkt vor dem Hertha-Tor. Was sich hinter meinem Rücken abgespielt hat, bekam ich nicht mit.

Mit Ihrer Aktion wurden Sie zum Gesicht der Chaoten, die der Fortuna den Aufstieg vermiest haben.

Leider, auch weil ich als Letzter vom Platz gegangen bin. Das ist echt dumm gelaufen. Mit den Krachbrüdern, die Bengalos schmeißen, habe ich nichts zu tun. Seit ein Freund mir vor zwölf Jahren Karten für ein Fortuna-Heimspiel geschenkt hat, bin ich Fan. Und habe nie Ärger gehabt. **Im Internet gibt es die Deppen-Card mit Ihrem Konterfel. Können Sie darüber lachen?**

Kann ich. Ich mache auch oft Witze über andere. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Den Schaden hat vor allem die Fortuna; von einem Geisterspiel und 150.000 Euro Strafe ist die Rede. Hat sich der Verein bei Ihnen gemeldet?

Ich habe angerufen und mich für meinen Fehler entschuldigt. Hoffentlich kann ich es mit einer kleinen Spende wiedergutmachen, und vielleicht ziehen andere nach.

Wenn Sie das nächsten Mal ins Stadion gehen, lassen Sie den Rasen hell?

Selbstverständlich. So etwas macht man nur bei besonderen Aktionen. Wenn wir mal wieder DFB-Pokalsieger oder gar Meister werden, könnte es sein, dass ich noch mal ein Stück Rasen hole – aber dann definitiv erst nach Beendigung des Spiels.

Dieser Mai 2012 war für Sie in jeder Hinsicht ziemlich erfolgreich, oder? Stimmt. Vom Elfmeter-Klau wird man noch in 50 Jahren erzählen. Und tags drauf wurde meine Frau zum zweiten Mal schwanger... **Interview: Frank Gerstenberg**